

Einleitung

Die Wirklichkeiten, in denen wir leben, sind nicht identisch mit der Realität, an deren wahrnehmungsunabhängige Existenz zu glauben die Naturwissenschaften uns zumindest gute Gründe geben. Wollte man die ›Welt‹ beschreiben, wie sie ›wirklich‹ oder ›in Wahrheit‹ ist, sollte man deshalb nicht den Fehler machen, Wirklichkeit und Realität vorschnell miteinander zu identifizieren. Es sind zwei verschiedene Dinge: Die Wirklichkeit so zu beschreiben, wie sie uns tatsächlich in unserer alltäglichen Erfahrung *erscheint*; und die Realität zu beschreiben, wie wir etwa auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Theorien – wenn auch stets fallibel – glauben können, dass sie *als solche beschaffen sei*. Eine Überlegung dieser Art liegt auch dem Beginn von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* zugrunde:

Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum; es wanderte ostwärts, einem über Rußland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen. Die Isothermen und Isotheren taten ihre Schuldigkeit. Die Lufttemperatur stand in einem ordnungsgemäßen Verhältnis zur mittleren Jahrestemperatur, zur Temperatur des kältesten wie des wärmsten Monats und zur aperiodischen monatlichen Temperaturschwankung. Der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, der Lichtwechsel des Mondes, der Venus, des Saturnringes und viele andere bedeutsame Erscheinungen entsprachen ihrer Voraussage in den astronomischen Jahrbüchern. Der Wasserdampf in der Luft hatte seine höchste Spannkraft, und die Feuchtigkeit der Luft war gering. Mit einem Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet, wenn es auch etwas altmodisch ist: Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913. (Musil 1987a [1930], 9)

Der letzte Satz des Abschnittes verrät die Pointe des Romanbeginns: Wir haben es hier nicht mit *einem*, sondern mit *zwei* Varianten ›desselben‹ Romanbeginns zu tun, der »altmodisch« gelautet hätte: »Es war ein schöner Augusttag

des Jahres 1913«. Dabei bemüht die erste Variante – wenn auch in poetisierender Diktion – wissenschaftliches und meteorologisches Vokabular, macht, indem sie physische Vorgänge und Regelmäßigkeiten beschreibt, einen sehr exakten und objektiven Eindruck, sie besticht durch ihre umständlich-präzise Genauigkeit. Gegenüber einer solchen Beschreibung muss das vorgeschlagene »Wort, das das Tatsächliche recht gut bezeichnet« zunächst reichlich ungenau und vage, ja, »altmodisch« anmuten. Ruft nicht die Rede von einem »schönen Augusttag des Jahres 1913« allerlei subjektive und möglicherweise gar intersubjektiv divergierende Assoziationen und Konnotationen auf? Scheint demgegenüber die wissenschaftliche Beschreibung nicht viel neutraler, viel objektiver darzustellen, was mit »schöner Augusttag« in Wahrheit gemeint und bezeichnet ist?

Die Pointe der alternativen Romananfänge besteht nun gerade nicht in der Vorstellung, dass die naturwissenschaftliche Perspektive uns präziser erfassen ließe, was wir aus der Perspektive unserer Alltagserfahrung nur vage und ungenau begreifen. Sie zielt vielmehr auf die Betonung der Behauptung, dass »das Tatsächliche« unserer Alltagswirklichkeit durch die vertrauten, »altmodischen« Worte doch »recht gut bezeichnet« ist. Ein »schöner Augusttag«, das ist gerade nicht eine Sache, die durch die Angabe bestimmter, meteorologischer Sachverhalte präziser zu bestimmen wäre. Ein schöner Augusttag ist vielmehr etwas, das es für Menschen wie uns (bzw. Menschen des Jahres 1913) als eine erlebbare – und in Formulierungen wie »schöner Augusttag« im Alltag intersubjektiv anschlussfähig kommunizierbare – Wirklichkeit *gibt*.

Wirklichem, wie es uns konkret in der Erfahrung gegeben ist oder gegeben sein kann, und *Realem*, wie es an sich verfasst sein mag, korrelieren zwei unterschiedliche Auffassungen dessen, was es heißt, *zu sein*: Die Behauptung, dass es ein Ding innerhalb einer menschlichen Wirklichkeit *gibt*, besagt etwas anderes als die Behauptung, dass ein Ding wahrnehmungsunabhängig *real existiert*. Wir haben hier, wie sich noch deutlicher zeigen wird, einerseits mit einer Bestimmung von Sein als (in unterschiedlichem Ausmaß) *bewährbarer Gebbarkeit*, andererseits mit einer Bestimmung von Sein als *bewusstseinsunabhängigem Bestehen* (im Sinne etwa einer cartesischen *res extensa*) zu tun.

Das Buch hat zwei wesentliche Anliegen: *Einerseits* geht es ihm um eine Bestimmung des Verhältnisses von *Wirklichkeit*, wie wir sie alltäglich wahr- und hinnehmen, und *Realität*, wie wir sie – nach allem, woran zu glauben wir auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Forschung gute Gründe haben – als wahrnehmungsunabhängig existierend postulieren. Das Verhältnis dieser beiden wird als ein *indirektes* charakterisiert: Während uns Wirkliches in un-

serer Wahrnehmung direkt gegeben sein kann, können wir Reales nur fallibel als existierend postulieren. Dabei stellen Wirklichkeiten als solche strenggenommen weder Ausschnitte noch partielle Repräsentationen einer als wahrnehmungsunabhängig angesetzten Realität dar. Bestimmte Merkmale dessen, was Subjekten in ihrer Wahrnehmung gegeben ist, erlauben vielmehr zuverlässige, wenn auch grundsätzlich fallible Schlüsse auf real bestehende Sachverhalte. Dadurch werden allerdings die Wirklichkeiten, in denen wir uns wahrnehmend vorfinden, weder epistemisch noch ontologisch diskreditiert. Wirklichkeiten sind vielmehr wirklich das, *worin* wir als Lebewesen leben; keine aufgrund unserer beschränkten Menschenperspektive verwackelten und unscharfen Abbilder einer wahrnehmungsunabhängigen Realität. *Menschen leben nicht in der Realität, sondern in Wirklichkeiten* – wobei die Wirklichkeiten, in denen wir leben, sich mitunter intersubjektiv voneinander unterscheiden.

Andererseits geht es den folgenden Überlegungen um die Etablierung eines Wirklichkeitsbegriffs, der die *synchrone Diversität* und den *diachronen Wandel* menschlicher Wirklichkeiten beschreibbar macht, ohne zu einem ›Relativismus‹ füreinander unerreichbarer und miteinander unvergleichbarer Wirklichkeiten zu führen. Indem sie wahrnehmungsunabhängige Realität und menschliche Wirklichkeit(en) als *disjunkte* oder *windschiefe*, also in keinem unmittelbaren Verhältnis zueinander stehende Seins- oder Beschreibungsreiche konzeptualisiert, verbindet die hier vertretene Position einen *indirekten* (oder *kritischen*) *wissenschaftlichen Realismus* (der die Annahme, dass die Naturwissenschaften wesentliche strukturelle Aspekte der Realität erfassen, mindestens ernsthaft erwägt) mit einem *pluralen, direkten* (oder *naiven*) *Realismus menschlicher Wirklichkeiten* (der menschliche Wirklichkeiten gegenüber der Realität in ihrem ontologischen wie erkenntnistheoretischen Eigenrecht ernst nimmt). Es soll also gezeigt werden, inwiefern man sinnvoll davon reden kann, dass es *viele Wirklichkeiten* gibt, während es zugleich zumindest gute Gründe für die Annahme gibt, dass nur *eine einzige, einheitliche Realität* existiert.

Die Realität erweist sich somit nicht als die verborgene Wahrheit der Wirklichkeit, die zutage tritt, sobald man den Schleier der Erscheinungen ontologisch lüftet. Die Wirklichkeiten, in denen wir als Menschen tatsächlich leben, sind vielmehr diese Erscheinungsschleier selbst. Menschliche Wirklichkeiten sind also wirklich so, wie sie und ihre Objekte den Menschen in ihrer alltäglichen Erfahrung gegeben sind. Bezüglich der wahrnehmungsunabhängigen Realität gehen die folgenden Überlegungen demgegenüber – um es möglichst angreifbar zu sagen – mit Wilfrid Sellars' Ummünzung des *Homo Mensura* Satzes davon aus, dass die Naturwissenschaften *idealiter* »das Maß aller Dinge«

sind, »der seienden, dass sie sind, und der nicht-seienden, dass sie nicht sind« (1997, 83 [m.Ü.]).

Tatsächlich hat die »Unterwürfigkeit der Tatsachen« (Musil 1981, 1026) unter die empirisch-quantifizierenden und formalisierenden Zugriffe der naturwissenschaftlichen Methode exemplarisch etwa Rudolf Carnap (1928, 260) zu der »stolze[n] These« verleitet, »dass für die Wissenschaft keine Frage grundsätzlich unlösbar sei«. Angesichts eines solchen szientistischen Überschwangs spricht Musil (1981, 1026) in Bezug auf die Erfolge der naturwissenschaftlichen Methode demgegenüber von einem »unverdiente[n] Entgegenkommen der Natur«, welches (wie Carnap) »in allen Fällen zu verlangen dann freilich eine menschliche Taktlosigkeit« sei. So entzöge sich die menschliche Wirklichkeit, die Musil (ebd., 1028) auch als das »Gebiet der Reaktivität des Individuums gegen die Welt [die hier *Realität* heißt, TP] und die anderen Individuen« beschreibt, systematisch einem solchen, naturwissenschaftlichen Zugriff, der auf die Erkenntnis einer Realität an sich zielt.

Eine derartige Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit besitzt einige philosophische Vorläuferkonzeptionen. Eine der philosophiehistorisch einflussreichsten unter diesen ist René Descartes' Unterscheidung von *res extensa* und *res cogitans*, die bezüglich dessen, was hier als Wirklichkeit(en) bezeichnet wird, allerdings zu der äußerst missverständlichen Vorstellung einlädt, diese seien irgendwie ausdehnungslos »in den Köpfen« von Subjekten zu verorten, während außerhalb dieser Köpfe die tatsächlich existierende, ausgedehnte »Außenwelt« zu lokalisieren sei. Paradigmatischer für das Folgende steht demgegenüber Pate die von Sellars vorgeschlagene Unterscheidung von »manifestem« und »wissenschaftlichem Bild« der Welt – der Welt, wie sie uns aus der Perspektive der Alltagserfahrung erscheint, und der Welt, wie sie aus naturwissenschaftlicher Perspektive postuliert wird. Hinter dieser Unterscheidung steht die Vorstellung, dass zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild der Welt ein *Bruch* besteht, man also nicht ohne Weiteres voraussetzen kann, dass beide unproblematisch zu einem einheitlichen Bild der »Welt« integriert werden können. Eine in diesem Zusammenhang häufig zitierte Veranschaulichung, welche einen solchen Bruch zwischen manifestem und wissenschaftlichem Bild verdeutlichen soll, liefert der Astrophysiker Sir Arthur Stanley Eddington in *Das Weltbild der Physik und ein Versuch seiner philosophischen Deutung*. Die moderne Physik, so Eddington (1931, 1), habe dazu geführt, dass jeder Gegenstand unseres Alltags einen wissenschaftlichen »Doppelgänger« erhalten habe. Eddington verdeutlicht dies an seinen »zwei« Schreibtischen: Dem Schreibtisch seiner alltäglichen Erfahrung – dem Schreibtisch

als einem Objekt der Wirklichkeit des Alltags – und dem Schreibtisch, wie er der Physik zufolge real existiere. So sei der Schreibtisch der alltäglichen Erfahrung zunächst ein »Ding«, ein »gewöhnlicher Gegenstand« jener Umgebung, die wir für gewöhnlich »Welt« nennen – ein »merkwürdige[s] Gemisch von Außenwelt, Einbildungskraft und ererbtem Vorurteil, das sichtbar und greifbar vor mir steht« (ebd.). Zwar sei es nicht ganz leicht zu definieren, was dieses merkwürdige Gemisch eigentlich als solches auszeichne, aber »wenn Sie ein einfacher Mensch mit gesundem Menschenverstand sind, der nicht zu viel von wissenschaftlichen Skrupeln geplagt wird, so werden Sie nicht im Zweifel sein, daß Sie das Wesen eines gewöhnlichen Tisches richtig erfassen« (ebd.). Anders aber stehe es um den zweiten, den »wissenschaftlichen Tisch«. Dieser bestehe, so zumindest lehre uns die moderne Physik, »fast ganz aus leerem Raum – allerdings einem Raum, der von Kraftfeldern durchsetzt ist«; »elektrische Ladungen« seien in diesen Raum spärlich eingestreut, »die mit großer Geschwindigkeit hin und her sausen« (ebd., 2). So erweise sich der zweite Tisch bei genauer Betrachtung als ein unanschauliches, komplexes Konglomerat von Kräften und Wirkungen, auf welches die alltäglichen Vorstellungen von Gegenständlichkeit und Substantialität nicht mehr zuträfen. Der wissenschaftliche Tisch gehöre nicht zu »jener Welt, die unmittelbar rings um mich erscheint, sobald ich meine Augen öffne, von der ich indessen hier nicht untersuchen will, wieviel davon objektiv und wieviel subjektiv ist« (ebd.). Dennoch versichere uns die moderne Physik »mit ihren empfindlichen Prüfmethoden und ihrer unbarmherzigen Logik«,

daß mein zweiter, wissenschaftlicher Tisch der einzige ist, der wirklich da ist, wo immer dieses »da« auch sein mag. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß *es der modernen Physik trotzdem niemals gelingen wird, den ersten Tisch zu verbannen – jenes merkwürdige Gemisch aus Außenwelt, Einbildungskraft und ererbtem Vorurteil, das sichtbar und greifbar vor mir steht.* (Ebd., 4 [Herv. von mir])

Eddington suggeriert hier also eine ontologische Unvereinbarkeit, Inkommensurabilität von manifestem und wissenschaftlichem Bild der Welt. Aus der Perspektive der Naturwissenschaften erscheint die objektive, physische Realität als ein komplexer Zusammenhang von Elementarteilchen, Elementarprozessen und gesetzmäßigen Abhängigkeiten, dem sich die verschiedenen Naturwissenschaften auf verschiedenen Auflöse- und Abstraktionsstufen mithilfe ihrer jeweiligen empirischen Methoden zuwenden. Diesem Bild gegenüber steht das Bild der Wirklichkeit, wie wir sie aus unserer ganz alltäglichen Erfahrung kennen, einer Wirklichkeit – im Verhältnis zu uns selbst – »mittlergroßer« oder mesoskopischer, gewöhnlich dreidimensionaler Gegenstände, die

sich durch allerlei qualitative, dispositionale, atmosphärische, kulturelle und ästhetische Merkmale und Valenzen auszeichnen.

Je nachdem, wie eng wir uns nun bei der Beschreibung dieser Wirklichkeit an unsere Erfahrung selbst halten, rücken verschiedene ihrer Eigenheiten in den Blick.¹ Vor dem Hintergrund eines im gemeingesellschaftlichen Überzeugungshaushalt bereits sedimentierten naturwissenschaftlichen Weltbildes mag es zunächst so scheinen, als ließe sich aus dem Reichtum unserer gewöhnlichen Erfahrung der Welt unmittelbar und unproblematisch derjenige Anteil herauslösen, der einem auf unsere perzeptiven Vermögen formatierten Ausschnitt der objektiven Realität entspricht, wie sie auch durch die Naturwissenschaften erforscht wird. Zwar mögen wir Menschen aus unseren jeweiligen Perspektiven allerlei »subjektive« oder »kulturelle« Merkmale auf die Gegenstände der Erfahrung »projizieren«, aber wir meinen doch, den »objektiven«, »materiellen« Aspekt der Gegenstände recht gut vom subjektiven Rest abheben zu können. Was in einer solchen Vorstellung übrigbleibt ist eine Art *Drahtgittermodell* des materiellen Anteils der Welt, von dem man sich etwa vorstellt, es sei ein Teil der objektiven Realität, allerdings in menschengemäßer Auflösung (sofern Menschen keine Elementarteilchen oder ähnliches sehen). Zwar mögen die Menschen dieses Drahtgitter in ihrer Wahrnehmung mit allerlei »projizierten« Merkmalen und Eigenschaften behängen und überspannen, aber man ist doch zugleich der Überzeugung, in diesem Drahtgitter selbst zumindest so etwas wie einen kleinen Zipfel objektiver Realität zu erhaschen.

Nimmt man ein wenig ernster, wie uns die Wirklichkeit in unserer unmittelbaren Erfahrung *tatsächlich gegeben* ist, verändert sich dieses Bild. Schon auf einer sehr allgemeinen Ebene sind uns in unserer Wahrnehmung nicht einfach gleichförmig verschiedenfarbige dreidimensionale Gegenstände unterschiedlicher Formung gegeben. Vielmehr schlägt sich beispielsweise die Unterschei-

1 Zu den Begriffen »Wahrnehmung« und »Erfahrung« sei grundsätzlich angemerkt, dass sie hier und im Folgenden in einem sehr weiten Sinne gefasst sind, der alle Register und Modi bewusstseinsmäßiger Bezugnahme – also auch die »unthematischen« oder »impliziten« – einschließt. Sie sollen also etwa auch das umfassen, was Edmund Husserl als »vorprädikative Evidenz« (Hua I, 52) bezeichnet, was Heidegger als die »Sichtart« des »gebrauchend hantierenden Umgangs« (SZ, 69) bestimmt und was man heute vielleicht mit Michael Polanyi (1966) als »tacit knowing« in Bezug auf die Wahrnehmung beschreiben würde. Zudem wird, wie im Laufe der Überlegungen noch deutlicher zur Geltung kommt, gegen eine kategorische Scheidung »rein sinnlicher« und »sinnhafter« Aspekte der Wahrnehmung argumentiert, die es etwa erlauben würde, einen »begrifflich strukturierten« Anteil von einem »unbegrifflichen« Anteil der Wahrnehmung zu unterscheiden.

dung zwischen *Lebewesen* und *Unbelebtem* auch in der Phänomenologie unserer Wahrnehmung nieder. Etwas *als belebt* wahrzunehmen fühlt sich anders an als etwas *als unbelebt* wahrzunehmen. Gleichzeitig scheint sich die Differenz von Belebtem und Unbelebtem aus der Perspektive eines naturwissenschaftlich geprägten Alltagsverständnisses immer noch etwa in der Differenz von Biologie und Physik widerzuspiegeln. Rücken wir noch ein Stück näher an unser konkretes Erleben der Alltagswirklichkeit heran, gerät vielleicht zusätzlich die Kategorie der *Gebrauchsgegenstände* in den Blick, die uns mit bestimmten praktischen Funktionen und Vermögen ausgestattet scheinen, die jeweils durch ein spezifisches ›Um-zu‹ ihrer Verwendbarkeit charakterisiert sind. Noch ein Stück näher und es fällt auf, dass viele Objekte der erlebten Alltagswirklichkeit noch ganz andere als nur qualitative und funktionale Merkmale aufweisen. Wörter, kulturelle Gegenstände, Gesten und Symbole beispielsweise besitzen Bedeutungen, Statusfunktionen, spezifische Valenzen und Konnotationen, die wir im Alltag in vielen Fällen als intersubjektiv-verbindliche Merkmale dieser Objekte auffassen und behandeln. Ein ausgestreckter Mittelfinger erscheint unmittelbar als Beleidigung, ein Rosenstrauß als Ausdruck leidenschaftlicher Zuneigung, ein Film David Lynchs möglicherweise beunruhigend. Sehen wir noch ein wenig aufmerksamer hin, geraten auch solche Objekte in den Blick, die zwar keine materielle Gegenstände darstellen, die sich allein schon durch ihre visuellen Konturen bei guten Beleuchtungsverhältnissen von kontrastierenden Hintergründen abheben und auf kontinuierlichen Trajektorien durch die Raumzeit bewegen, sondern etwa auch typische *Ereignisse*, *Prozesse* und *Situationen*, die nichtsdestotrotz in unserer Wirklichkeit eine zentrale Rolle spielen: eine Geste, eine Melodie, ein Streit, eine Seminarsitzung, ein Date, ein Gespräch, ein Spaziergang. Mehr noch als bei den materiellen Gegenständen, die ihre ›Einheit‹ gewissermaßen schon durch ihre physische Verfassung zu besitzen scheinen, drängt sich bei solchen ›Objekten‹ unserer Alltagswirklichkeit die Vorstellung auf, dass deren Individuation als signifikante, sinnhafte Einheiten nicht so sehr durch eine etwaige Realität an sich vorgezeichnet ist, sondern von der besonderen Art und Weise abhängt, wie der Mensch die Welt in seiner Wahrnehmung in für ihn signifikante und bedeutsame Einheiten eingeteilt vorfindet.

Man könnte eine solche Nuancierung verschiedener ontologischer Ebenen der erlebten Alltagswirklichkeit noch weiter fortführen. Allerdings geht es hier zunächst um die Kritik einer bestimmten Vorstellung des grundlegenden ontologischen Zusammenhangs von Alltagserfahrung und Realität an sich, die durch eine solche Stufenleiter nahegelegt scheinen könnte: Die

Vorstellung nämlich, dass wir – wenn wir erkennen wollen, wie die Welt tatsächlich verfasst ist – zwei Tendenzen oder Aspekte innerhalb unserer gewöhnlichen Wahrnehmungserfahrung voneinander unterscheiden müssten. Nehmen wir das Beispiel meiner Lieblingskaffeetasse: Diese erscheint in der Wahrnehmung einerseits als ein mittelgroßer, materieller Gegenstand mit einem bestimmten Gewicht, mit einer bestimmten Farbe, einer bestimmten Oberflächenbeschaffenheit undsoweiter. Andererseits nehme ich sie aber auch als ein Objekt wahr, welches eine bestimmte Funktion erfüllen kann. Sie ist ein Objekt, welches dem Trinken dient. Spezifischer noch erscheint die Tasse nicht einfach nur als ein Objekt, aus dem aufgrund seiner materiellen Verfassung *getrunken werden kann*, sie erscheint zudem als ein Objekt, das innerhalb bestimmter ›kultureller‹ Kontexte in ganz spezifischer Weise *gebraucht werden soll*. Man trinkt ›bei uns‹ aus Tassen dieser Form Heißgetränke, dafür *sind sie gedacht*. (Daher reagieren mit diesem Brauch vertraute Menschen auf Zweckentfremdungen mitunter irritiert.) Weiterhin besitzt die Tasse auch ästhetische und atmosphärische Qualitäten, sie ist zum Beispiel nicht besonders elegant, eher schlicht und funktional. Da es sich um die Lieblingstasse handelt, besitzt sie für mich zudem eine individuelle Bedeutung und Valenz. Ich trinke lieber aus ihr als aus anderen Tassen, verbinde mit ihr bestimmte Erinnerungen und Gefühle; möglicherweise finde ich mich auch bereit, sie bei Bedarf von Hand zu spülen, weil ich mich aus ihr trinkend wohler fühle.

Nun scheinen nicht alle aufgezählten Merkmale dem wahrnehmungsunabhängig existierenden, physischen Objekt zuzukommen, welches die Tasse ›in Wahrheit‹ oder ›an sich‹ zu sein scheint. Mögen auch, wie an dieser Stelle zunächst vorausgesetzt sein soll, die aufgezählten Merkmale in meinem Erleben unmittelbar als Merkmale der Tasse erscheinen, so scheinen doch nur bestimmte dieser Merkmale ›objektiv‹ zu der Tasse als wahrnehmungsunabhängigem, materiellem Objekt zu gehören, während andere dieser Merkmale in gewisser Weise nur durch meine Wahrnehmung auf die Tasse ›projiziert‹ erscheinen. Überlegungen dieser Art brachten John Locke zur Unterscheidung »primärer« und »sekundärer Qualitäten« wahrnehmungsunabhängiger Körper, die ihm zufolge die Gegebenheit zweier verschiedener Arten von »Ideen« in der bewussten Erfahrung verursachen.² Im Falle primärer Qualitäten stell-

2 »[T]he ideas of primary qualities of bodies, are resemblances of them, and their patterns really exist in the bodies themselves; but the ideas, produced in us by these secondary qualities, have no resemblances of them at all« (Locke 1997 [1690], 136).

ten die dem Subjekt gegebenen Ideen Abbilder dieser Qualitäten dar, während sie im Falle sekundärer Qualitäten arbiträr, willkürlich mit diesen verknüpft seien. Was sich aus einer solchen Perspektive nahezulegen scheint ist also die Unterscheidung ›objektiver‹ und ›subjektiver‹ Elemente innerhalb der Wahrnehmung, wobei sich aus den objektiven Elementen erschließen lasse, was tatsächlich wahrnehmungsunabhängig der Fall ist, während die subjektiven Elemente auf die Vorstellungsart des Subjekts zurückzuführen wären. (Egon Brunswik (1934, 124f.) unterscheidet hier zwischen einem »Objektsanteil« und einem »Subjektsanteil der Wahrnehmung«.) Wollte man aus einer solchen Perspektive in Erfahrung bringen, wie es tatsächlich um die Realität an sich bestellt ist, müsste man sich also letztlich nur streng an die objektiven Elemente in der Erfahrung halten und die subjektiven Elemente so gut es geht ausschalten. Alles, was nur unserer spezifisch menschlichen und subjektiven Perspektive geschuldet ist, scheint so einer Erkenntnis der Welt, wie sie wirklich ist, im Weg zu stehen. Tatsächlich haben die Naturwissenschaften in dieser Hinsicht unter der Ägide empirisch-quantifizierender Methoden Erstaunliches zu Wege gebracht. Max Planck spricht bezüglich der Naturwissenschaften entsprechend von einer »Emanzipation von den anthropomorphen Elementen« (1909, 8), die etwa dazu geführt habe, dass die »physikalischen Definitionen des Tons, der Farbe, der Temperatur [...] heute keineswegs mehr der unmittelbaren Wahrnehmung durch die entsprechenden Sinne entnommen« (ebd., 7) werden. An die Stelle qualitativer Merkmale wahrnehmungsmäßig gegebener Objekte treten physikalische Prozesse und Zustandsgrößen, als wären die qualitativen Merkmale und Empfindungen nie etwas anderes gewesen als ein undeutlicher Verweis auf in der sogenannten Außenwelt bestehende, quantifizierbare Sachverhalte. Nun ist eine solche Ersetzung qualitativer Merkmale durch physikalische Größen jedoch nicht gleichzusetzen mit der alltagsontologischen Annahme, dass wahrnehmbare mittelgroße materielle Objekte selbst diese qualitativen Merkmale besitzen. In der physikalischen Beschreibung der Welt tauchen die qualitativen Merkmale als solche vielmehr gar nicht auf. An ihre Stelle treten diejenigen physikalischen Prozesse, die bei Subjekten wie uns zur Gegebenheit entsprechender Entitäten und Merkmale führen. Wie Thomas Nagel (1986, 14 [m.Ü.]) in *The View From Nowhere* schreibt, ist die von der »objektiven Konzeption« beschriebene Welt daher »in einem gewissen Sinne merkmalslos«: »While the things in it have properties, none of these properties are perceptual aspects« (ebd.). *Der Realität als solcher entspricht kein Blick*, sie erscheint nicht, besitzt keine phänomenalen Merkmale. Für eine Erkenntnis der Realität, wie sie unabhängig von

der Art und Weise verfasst ist, wie wir Wirklichkeit erleben, dient die konkrete Wahrnehmungserfahrung also nur als epistemischer Ausgangs- und Abhebungspunkt. Dass wir durch die empirischen Bewährung und die technische Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Forschung zumindest gute Gründe haben, an ein Bild der wahrnehmungsunabhängigen Realität (mit Elementen wie elektromagnetischer Strahlung und Schallwellen) zu glauben, wie es die Naturwissenschaften uns nahelegen, scheint schwer abzustreiten.³ Robert Brandom (2015, 61 [m.Ü.]) gibt in diesem Zusammenhang kritisch zu bedenken, dass die These, dass nur naturwissenschaftliche »Begriffe sich auf das beziehen, was real existiert«, die »perverse [perverse] Konsequenz hätte, dass es prinzipiell unmöglich ist, irgendetwas Reales zu beobachten [observe]« (ebd.). Wie erst noch zu zeigen ist, stellt die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit den Versuch dar, mit dieser Konsequenz ernst zu machen und ihr zugleich so viel wie möglich von ihrer vermeintlichen Anrühigkeit zu nehmen.

Aus der Perspektive unserer Alltagserfahrung lassen sich in Bezug auf ein (rein) naturwissenschaftliches Bild der Welt jedoch durchaus Zweifel anmelden: Fassen wir nicht gerade auch viele der Merkmale, die den Objekten nur insofern zuzukommen scheinen, als sie uns in dieser Weise in der Wahrnehmung gegeben sind, als intersubjektiv verbindliche Merkmale unserer wirklichen Welt auf? Und erscheint es nicht bezüglich dieser wirklichen Welt als eine Verfehlung unseres Themas, wenn wir an die Stelle ihrer Objekte und Merkmale Objekte und Merkmale setzen, wie sie – tatsächlich oder vermeintlich – unabhängig von unserer Wahrnehmung existieren oder plausibel postuliert werden können? Haben wir wirklich etwas über Farben, Geräusche und Temperaturen als wesentliche »qualitative« Aspekte unserer Wirklichkeit gelernt, wenn wir in Erfahrung bringen, welche physikalischen Zustandsgrößen und Prozesse für gewöhnlich mit deren wahrnehmungsmäßiger Gegebenheit korrelieren? Ist es das, nach dem wir suchen, wenn wir nach dem Wesen unserer wirklichen Welt fragen?

3 Die Pluralität naturwissenschaftlicher Disziplinen stellt hier nur insofern ein Gegenargument dar, als man die Vorstellung aufzugeben bereit ist, dass diese eine Tendenz zur Vereinheitlichung aufweisen oder zumindest auf eine solche ausgerichtet sind. Eine solche Vereinheitlichungstendenz scheint es allerdings nicht (oder zumindest nicht in derselben Weise) in Bezug auf das Bild unserer alltäglichen Wirklichkeit und das wissenschaftliche Bild der Welt zu geben.

Tatsächlich existieren unterschiedliche philosophische Bemühungen, die als Versuche interpretiert werden können, ein »merkmalsloses« Drahtgittermodell unserer Alltagswirklichkeit um einige der vermeintlich nur *subjektseitig* »projizierten« Merkmale zu ergänzen, sofern wir solche Merkmale alltagstologisch durchaus in verschiedenem Umfang als konstitutiv für die Objekte unserer Wirklichkeit ansetzen. Dabei lassen sich, wie wir eben am Beispiel der Tasse gesehen haben, verschiedene Ebenen solcher angenommenen »Projektionen« unterscheiden, die sich jeweils durch den Grad ihrer intersubjektiven Bewährbarkeit und Kongruenz voneinander abheben. Vier dieser Ebenen seien hier noch einmal hervorgehoben: Auf einer sehr allgemeinen Ebene erscheinen bestimmte Merkmale (wie Farben) von allen Menschengesunden gleichermaßen und kongruent auf die Gegenstände »projiziert«, weil alle Menschen sich etwa hinsichtlich ihrer neurophysiologischen Konstitution als Organismen oder hinsichtlich der transzendentalen Bedingungen möglicher Erfahrung gleichen. Auf einer weiteren Ebene treten Merkmale hinzu, welche die mit bestimmten Gegenständen für ein Subjekt aufgrund seiner Bedürfnisse und Fähigkeiten verbundenen Interaktionsmöglichkeiten betreffen. Auf einer dritten Ebene werden solche Merkmale ergänzt, die von bestimmten Gruppen von Menschen kongruent »projiziert« werden, sofern diese etwa durch dieselben »kulturellen« Zusammenhänge geprägt sind. Eine vierte Ebene schließlich betrifft Merkmale, die individuell von Subjekten »projiziert« werden, sofern diese bestimmte individuelle Eigentümlichkeiten aufweisen, die beispielsweise ihrer konkreten Sozialisation oder ihrer individuellen Konstitution geschuldet sind.

Auf der ersten Ebene finden sich theoretische Ansätze, die beispielsweise »sekundäre Qualitäten« wie Farben als dispositionale Eigenschaften materieller Körper zu beschreiben versuchen, als Dispositionen also, bei Subjekten bestimmter Art Empfindungen der entsprechenden Sorte zu verursachen. Farbprädikate etwa können materiellen Objekten aus einer solchen Perspektive insofern zuverlässig zugeschrieben werden, als die Oberflächen der meisten Körper (Flüssigkeiten zum Beispiel sind ein bisschen komplizierter) bei gewöhnlichem Tageslicht unabhängig vom Blickwinkel ein bestimmtes Spektrum elektromagnetischer Wellen reflektieren und dieses bei den meisten Menschen zu entsprechender Farbempfindungen führt, auch wenn diese Oberflächen unter anderen Licht- und Umgebungsbedingungen zu anderen Farbempfindungen führen. Ähnliches lässt sich in Bezug auf andere »sekundäre« Qualitäten vorstellen. Man erhält auf diesem Wege ein um basale qualitative Merkmale ergänztes, ontologisches Drahtgittermodell der Alltagswelt,

welches dann im Wesentlichen dreidimensionale Körper mit solchen ergänzten Merkmalen enthält. Viele Theorien der Wahrnehmung arbeiten mehr oder weniger explizit mit einer solchen Ontologie materieller Körper mit sinnlichen Qualitäten, die dann das objektseitige Korrelat ›einfacher‹ ›sinnlicher‹ Wahrnehmung bildet. Auf der zweiten Ebene verorten sich Ansätze, die – beispielsweise in Anlehnung an Überlegungen Jakob von Uexkülls, Martin Heideggers oder James Gibsons – die pragmatische Dimension der Wahrnehmungsgelalte mitzuthematisieren versuchen. Die dreidimensionalen Gegenstände mit sinnlichen Qualitäten erhalten hier zusätzlich – mit Gibson häufig als ›affordances‹ bezeichnete – Merkmale, die dem Subjekt als die ihm durch einen Gegenstand offerierten Handlungsmöglichkeiten gegeben sind. Eine Türklinke erscheint als *etwas zum Drücken*, ein Apfel als *etwas zum Essen*, usw. Die dritte Ebene betrifft Ansätze, die heute gelegentlich unter dem Stichwort ›Sozialontologie‹ verhandelt werden. Dabei ergänzen solche Merkmale das Bild der auf Menschenperzeption formatierten physikalischen Realität, die Gegenständen aufgrund gesellschaftlicher Setzungen und Gepflogenheiten anzuhaften scheinen. Hier geraten also Merkmale in den Blick, die sich als Phänomene eines *gesellschaftlichen Geltens* beschreiben lassen: Das bedruckte Stück Papier, der ausgestreckte Mittelfinger, die Person im weißen Kittel, der gebundene Strauß Rosen, das gehörte Geräusch »Tasse«, sie alle vermögen innerhalb bestimmter Gemeinschaften als etwas je Bestimmtes zu gelten (als Geldschein, als Beleidigung, als Ärzt:in⁴, als Ausdruck von Leidenschaft, als Bezeichnung von Tassen), was über die bisher genannten Merkmale hinausgeht und sich für gewöhnlich dennoch in der unmittelbaren Wahrnehmung dieser Objekte (etwa in dem, was Wittgenstein als Aspektwahrnehmung beschreibt) niederschlägt. In Bezug auf diese symbolische oder kulturelle Dimension unserer Alltagswirklichkeit ist in der jüngeren Debatte John Searles (2011, 49) Theorie der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit so einschlägig wie suggestiv: Zu einer Welt der »rohen, physikalischen Tatsachen« (»X«) treten ihm zufolge symbolische »Statusfunktionen« (»Y«), die durch kollektive Akzeptanz konstitutiver Regeln der Form »X zählt als Y in K« hervorgebracht werden. Hier erhält also die Welt dreidimensionaler, mit qualitativen und pragmatischen Merkmalen ausgestatteter Gegenstände zusätzlich noch eine Schicht kultu-

4 Aus persönlicher, nicht ideologischer Präferenz wird im Text meistens die »:«-Schreibweise mit generischem Femininum verwendet. Für alles Nähere zum Wesen ›kultureller Meme‹, wie die »:«-Schreibweise eines ist, lese man die entsprechenden Absätze aus den Kapiteln 3.3 und 5.3.

reller Statusfunktionen, die für Mitglieder der jeweiligen Gesellschaften *qua* konstitutiver Regeln verbindlich seien und durch Sozialisation auch ihre unmittelbare Wahrnehmung der Wirklichkeit bestimmen würden. Die intersubjektiv divergierenden Merkmale schließlich können beispielsweise Unterschiede der Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen betreffen (dem einen schmeckt der Kanariensekt, dem anderen nicht) oder auch solche Merkmale, die individueller Verbundenheit mit Objekten geschuldet sind (die Lieblingstasse).

Das naturwissenschaftlich inspirierte Drahtgittermodell der mesoskopischen Realität in menschlicher Auflösung, von welchem Ansätze dieser Art auszugehen scheinen, fungiert somit als eine Art ontologisches Scharnier, welches zwischen naturwissenschaftlicher, objektiver Realität und menschlichen Wirklichkeiten vermittelt. Diese Scharnierfunktion besteht einerseits in der Vorstellung, dass die phänomenal merkmalslosen dreidimensionalen Gegenstände unproblematisch in ein naturwissenschaftliches Bild der wahrnehmungsunabhängigen Realität integriert werden können. Man fühlt sich also ontologisch auf der sicheren Seite, wenn man den als ›bloß materiell‹ identifizierten Anteil der menschlichen Wirklichkeit als ontologische Unterlage für alles Weitere gebraucht. Andererseits kommt diese Scharnierfunktion in der Vorstellung zum Ausdruck, dass menschliche Subjekte durch die häufig als ›rein sinnlich‹ beschriebenen Aspekte ihrer Wahrnehmung direkten epistemischen Kontakt zu dieser ontologischen Drahtgitterunterlage besäßen; ganz so, als wäre den Subjekten in ihrer Wahrnehmung selbst eine scharfe Trennlinie gegeben, entlang derer sie zwischen den *rein sinnlichen* und den zusätzlichen – möglicherweise auf ›Interpretationen‹ oder dem Einfluss ›begrifflicher Vermögen‹ beruhenden – *sinnhaften* Merkmalen ihrer Wahrnehmungserfahrung unterscheiden könnten. Aus einer solchen Perspektive mögen also manche der in der Wahrnehmung gegebenen Objektmerkmale zusätzlich an dieses Gitter angehängt sein wie Schmuck an einen Weihnachtsbaum – eine echte, ontologische Objektivität käme ihnen nicht zu.

Mag also auch die breite, womöglich eisen-automatische, Verankerung im Naturreich das wissenschaftliche Ziel sein, so mischt sich doch ebenfalls ein eigentümlicher Überschwang hinein, der sich ungefähr durch den Satz ausdrücken ließe: *was niedrig steht, steht fest. [...] Der Mensch hat sich lieber als einen Faden im Gewebe des Weltstoffes sehen wollen denn als einen auf diesem Teppich Stehenden[.]* (Musil 1987b, 1144 [Herv. von mir])⁵

5 Für den Hinweis auf diese Textstelle danke ich Benjamin Kunz.

Auf der anderen Seite des philosophischen Spektrums finden sich Ansätze, welche die Frage nach dem Verhältnis von wissenschaftlichem und manifestem Bild der Welt zugunsten einer Fokussierung auf die Wirklichkeit, wie sie sich uns in der alltäglichen Erfahrung zeigt und darstellt, tendenziell oder weitestgehend ausblenden. Prominent ist hier etwa die Phänomenologie zu nennen, welche die Frage nach einer erfahrungs-transzendenten Realität durch das, was Edmund Husserl als Methode der *Epoché* beschreibt, bewusst ein- bzw. ausklammert. Stattdessen widmet sich die Phänomenologie – unter anderem – einer immanenten Explikation der Wirklichkeit, wie sie Menschen in ihrer Erfahrung erscheint (vgl. hierzu Poljanšek 2022d). Wie Sellars (1963, 8) argumentiert, lassen sich auch die Strömungen der Philosophie der ›gewöhnlichen Sprache‹ und des ›common sense‹ dieser Tradition einer *philosophia perennis* zuordnen, welche sich um die immanente Explikation der menschlichen Wirklichkeit, wie sie uns im Alltag erscheint, bemüht. Von der Geltung jeweils bestimmter manifester Bilder der Welt gehen auch solche Bereiche der philosophischen und sozialwissenschaftlichen Theoriebildung aus, welche sich mit konkreten Ausschnitten der menschlichen Wirklichkeit, wie sie Subjekten in der gewöhnlichen Erfahrung gegeben ist, beschäftigen. Man denke hier an Beispiele philosophischer Forschung in Disziplinen wie etwa der Ästhetik, der Ethik oder der Technikphilosophie, in denen jeweils ein Teilbereich der menschlichen Alltagswirklichkeit mit entsprechend zugeschnittenen Entitäten und Merkmalen mehr oder weniger implizit als geltende Ontologie fungiert. Hier wird häufig – aus einer Art verallgemeinerten Erste-Person-Perspektive – ein bestimmter ontologischer Zuschnitt der Wirklichkeit durch Entitäten wie beispielsweise Subjekte, Handlungen, Praktiken, Kontexte oder Artefakte mit bestimmten Eigenschaften als intersubjektiv geltende Welt vorausgesetzt und der weiteren Analyse zugrunde gelegt. In diesen Bereich fallen auch Analysen der menschlichen Alltagswirklichkeit, wie sie sich exemplarisch etwa in Erving Goffmans *Rahmenanalyse* (1974) realisiert finden. Goffman beschreibt hier die Wirklichkeit des menschlichen Alltags als ein Ensemble unterschiedlicher sozialer ›Rahmen‹ oder Situationen, als würden diese objektiv und insofern intersubjektiv verbindlich in der menschlichen Wirklichkeit vorliegen.⁶ Ansätze dieser Art können einerseits aus dem vollen Reichtum der

6 Zugleich gibt er kritisch zu bedenken, dass »die entscheidende Frage, wie es [zwischen verschiedenen Subjekten, TP] zu einer anscheinenden Übereinstimmung über die Beschaffenheit« von »etwas« kommt, »das vor den Augen der Beobachter vor sich geht« (1996, 18), einer eigenständigen Antwort bedürfte.

von Menschen erfahrenen Wirklichkeit schöpfen, beziehen dabei andererseits aber oft eher nur am Rande oder implizit Stellung zu der Frage, ob und inwiefern man die so angesetzten Wirklichkeiten als ontologisch objektiv oder intersubjektiv verbindlich auffassen kann und in welchem Verhältnis sie darüber hinaus zu einem möglichen wissenschaftlichen Bild der Realität stehen, dessen grundsätzliche Geltung häufig ihrerseits vorausgesetzt wird.

Zwischen Ansätzen, die zunächst von einem *Kontrast* zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild ausgehen, um sich dann am angenommenen ontologischen Primat *eines* der beiden Bilder zu orientieren, finden sich theoretische Vorschläge, die von einer *gleichberechtigten Einheit* von manifestem und wissenschaftlichem Bild, von einer Einheit von Wirklichkeit und Realität ausgehen, die dann häufig einfach als ›Welt‹ bezeichnet wird. Exemplarisch seien hier zwei solcher Ansätze – die sich in Hilary Putnams *Reason, Truth and History* (1981) und in John McDowells *Mind and World* (1996) finden – in gebotener Kürze skizziert, sofern sich die hier vertretene Auffassung Ansätzen dieser Art gerade entgegenstellt. Beide Ansätze lassen sich als Ko-Konstitutionstheorie bzw. als Theorien der Gleichursprünglichkeit von ›Geist‹ und ›Welt‹ beschreiben. Sie vertreten jeweils die Überzeugung, dass Geist und Welt sich gegenseitig hervorbringen und insofern die eine Seite nicht sinnvoll unabhängig von ihrer Korrelation mit der anderen thematisiert werden kann.⁷ Metaphorisch formuliert Putnam diese Auffassung so:

If one must use metaphorical language, then let the metaphor be this: the mind and the world jointly make up the mind and the world. (Or, to make the metaphor even more Hegelian, the Universe makes up the Universe – with minds – collectively – playing a special role in the making up.) (1981, xi)

Für Putnam sind es dabei die »begrifflichen Rahmenwerke« (ebd., 52) und »kategoriale Systeme« (ebd., 53) der denkenden Wesen selbst, welche die Objekte der Welt erzeugen würden, wobei die Objekte selbst diesen Begriffsschemata »intern« seien (ebd.): »Objects do not exist independently of conceptual schemes. We cut up the world into objects when we introduce one or another scheme of description« (ebd., 52), wobei selbst die einfachsten Gehalte der Wahrnehmung »durch unsere Begriffe geformt« (ebd., 54) seien. Die Annahme einer »externen« Realität jenseits der durch begriffliche Rahmenwerke struk-

7 Bei Quentin Meillasoux findet sich eine analoge Kritik an Ansätzen, welche er als »korrelationistisch« beschreibt (2008).

turierten Wirklichkeit verwirft er dabei als »metaphysisch« und bezeichnet seine Position im Gegenzug als »internalistisch« (ebd., 52). Auch McDowell vertritt – unter Bezugnahme auf den von Sellars sogenannten »Mythos des Gegebenen« – die These, dass begriffliche Vermögen je schon an der Konstitution von Wahrnehmungsgehalten beteiligt sind. Es gäbe also, so die Idee, keine Ebene des in der Wahrnehmung Gegebenen, die nicht schon begrifflich durchwirkt wäre, vielmehr seien die »Eindrücke auf unsere Sinne [...] bereits mit begrifflichem Inhalt ausgestattet« (2012, 59). Wie Putnam geht auch McDowell davon aus, dass die »Tatsachen, die sich uns in diesen Eindrücken manifestieren oder zumindest zu manifestieren scheinen, [...] nicht jenseits einer äußeren Grenze [liegen], die den begrifflichen Bereich umgibt, und die Einwirkungen auf unsere Sinnlichkeit sind keine nach innen gerichteten Grenzübertritte« (ebd.). Die Tatsachen der Welt selbst, die sich in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung dem Subjekt in dieser als solche präsentieren würden, erscheinen hier also begrifflich formatiert, wobei McDowell (anders als Putnam) zugleich auf der »Unabhängigkeit der Realität« (ebd.) insistiert. Mit allen anderen rationalen Subjekten haben wir also McDowell zufolge die eine, unabhängige Welt gemeinsam im Blick, für die wir qua Sozialisation und das, was er in Anlehnung an Aristoteles »zweite Natur« nennt, rational empfänglich oder sensitiv seien. Mehr suggestiv als argumentierend behauptet er, »daß wir uns keine Außengrenze des begrifflichen Bereichs vorstellen dürfen, hinter deren Umzäunung die Realität liegt, die nach Innen auf das System einwirkt« (ebd.). Täten wir dies, so könnte jeder Einfluss einer solchen Realität jenseits des Gebbaren und Gegebenen »nur kausaler und nicht rationaler Natur sein« (ebd.), uns also keine Gründe für oder wider spezifischer Überzeugungen bezüglich der Welt liefern. So kommen Putnam und McDowell auch in ihrer Ablehnung einer Perspektive überein, die *wie von außen* auf die Realität blicken und diese beschreiben zu können glaubt. Putnam (1981, 50) nennt diese auch die »externalistische Perspektive«, den »God's eye point of view« oder einen »No Eye view«, McDowell (2012, 59) spricht stattdessen von einer »seitlichen Perspektive«, einem »sideways-on view«. Suggestiert wird durch derlei Beschreibungen, dass Verfechter:innen der Möglichkeit solcher externalistischer Perspektiven sich der Naivität schuldig machten, eine *perspektivlose Perspektive* auf die Realität an sich für möglich zu halten, statt einzusehen, dass jedes (wissenschaftliche) Bild der Welt beispielsweise Begriffe und Beschreibungen zu seiner Artikulation in Anspruch nimmt und schon insofern nichts weiter als eine weitere *Perspektive*, ein weiteres Bild liefern kann. Man fasse dann etwa die Methode der Naturwissenschaften so auf, »als kön-

ne sie von sich aus nichts verzerren« (McDowell 2009 [1998], 188), als sei man durch sie mit einer »reinen oder transparenten Form des Zugangs zur Wirklichkeit, wie sie an sich ist, ausgestattet« (ebd., 189).

Statt also die Möglichkeit eines eigenständigen wissenschaftlichen Bildes der Realität an sich anzunehmen (mag ein solches auch stets vorläufig, fallibel und annähernd bleiben) und diese von einem manifesten Bild der Welt klar zu unterscheiden, umfasst der »Begriff der Welt« (ebd., 202), der McDowell vorschwebt, sowohl »eine wissenschaftlich objektive Komponente« (ebd., 201), als er andererseits auch die Behauptung erlaube, dass etwa Werte »ebenfalls zur Welt« (ebd., 202) gehören. Dass auch Werte zur Welt gehören kann bei McDowell nun allerdings nicht – etwa im Sinne des oben skizzierten Drahtgittermodells plus projiziertem Anhang – heißen, dass beispielsweise divergierende, einander entgegenstehende Werte von Gemeinschaften mit unterschiedlichen Lebensformen auf dieselben Artefakte projiziert werden. Vielmehr will McDowell mit der Unabhängigkeit der Welt auch insofern ernst machen, dass Merkmale, die von rationalen Subjekten in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung als Merkmale der Welt wahrgenommen werden, auch tatsächlich objektive Merkmale *der einen Welt* sind, die alle rationalen Subjekte gleichermaßen im Blick haben. Er konzeptualisiert daher Werte als »etwas zum Gefüge der Welt Gehöriges« (ebd., 183), für das Subjekte aufgrund divergierender »Sensitivitäten« (ebd., 182), die beispielsweise von den ihnen vertrauten Lebensformen abhängig sind, empfänglich sein oder werden können.⁸ So deutet er etwa in Bezug auf die Ästhetik an, dass der »Platz [...], den die Welt etwa zur Beherbergung ästhetischer Werte zur Verfügung« (ebd.) stelle, groß genug sei, um auch divergierenden (wenn auch nicht kontradiktorischen) Wertungen Raum zu geben (die dann gleichermaßen zum Gefüge der einen Welt gehören würden). McDowells »Welt« wird so zu einem ontologischen Amalgam, in dem reale Merkmale, wie sie von den Naturwissenschaften angesetzt werden, gleichberechtigt neben beispielsweise ästhetischen und evaluativen Merkmalen firmieren, wie sie uns in der gewöhnlichen Erfahrung als Merkmale von Objekten gegeben sind.

Putnam (2016, 118 [m.Ü.]) scheint in einem jüngeren Aufsatz zu einem ähnlichen Schluss zu gelangen, wenn er sowohl gegen Husserl – sofern dieser vom ontologischen Primat der Wirklichkeit ausgeht – als auch gegen Sel-

8 McDowell bezieht sich hier auf John Mackies Kritik an der Vorstellung, Werte gehörten zu einem solchen »Gefüge der Welt« (2009, 179).

lars – sofern dieser vom ontologischen Primat des wissenschaftlichen Bildes der Welt ausgeht – die Überzeugung vertritt, dass man »Realist sowohl in Bezug auf wissenschaftliche Objekte und Eigenschaften *als auch* in Bezug auf ›common-sense‹ Objekte und Eigenschaften sein kann und soll«. Die Einheit der ›Welt‹, die auch bei Putnam auf diese Weise gleichberechtigt sowohl reale als auch wirkliche Merkmale enthält (unter denen auch bei ihm unter anderem Werte firmieren), wird dabei durch die Unterscheidung von »Extensionen« und »Stereotypen« von Begriffen getragen (ebd., 119).⁹ Dabei zeige die Wissenschaft nicht, wie etwa Sellars suggeriere, dass es die Objekte des Alltags *nicht gibt*, vielmehr finde sie heraus, was diese, im Sinne ihrer Extension, *tatsächlich sind* (ebd.).

Es ist durchaus zuzugestehen, dass derartige Konzeptualisierungen der Welt als Einheit realer und wirklicher Sachverhalte *prima facie* attraktiv erscheinen können.¹⁰ Statt das wissenschaftliche Bild grundsätzlich abzulehnen, heben sie hervor, dass die Welt neben naturwissenschaftlich explizierbaren Komponenten zudem auch solche Merkmale umfasst, die dieser in unserer gewöhnlichen Wahrnehmung als ›objektive‹ Merkmale zuzukommen scheinen, sich jedoch einer unmittelbaren naturwissenschaftlichen Explikation entziehen. Damit kommen sie sowohl unseren Alltagsintuitionen in Bezug auf die Denkunabhängigkeit der erfahrbaren Welt als auch einem moderaten Naturalismus entgegen,¹¹ wie er heute zum Überzeugungshaushalt vieler Subjekte zu gehören scheint. Gegenüber dem zuvor erläuterten Drahtgittermodell scheinen sie zudem den Vorzug zu besitzen, beispielsweise auch Werte nicht als bloße, ontologisch letztlich asignifikante Projektionen, sondern als Teil der einen, objektiven Welt behandeln zu können. Aus einer solchen Perspektive

9 Die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit besitzt gewisse Ähnlichkeiten zur Unterscheidung von Extensionen und Stereotypen von Begriffen, sofern Putnam die Extensionen von Begriffen als diejenigen Entitäten in der Realität bestimmt, die durch einen Begriff referiert werden, während Stereotypen die typische Art und Weise bezeichnen, wie man sich eine Instanz eines Begriffs typischerweise als wahrnehmbares Objekt vorstellt. Später (3.4) wird allerdings gezeigt, dass Extensionen in diesem Sinne nicht wesentlich für Begriffe von sind, welche der Wahrnehmung zugrunde liegen. Indem er Extensionen und Stereotypen als zwei Seiten von Begriffen konzeptualisiert, kaschiert Putnam meines Erachtens die Unmöglichkeit, Realität und Wirklichkeit zu amalgamieren.

10 Bei Marcus Willaschek findet sich in einem Beitrag zum »direkten Realismus« eine analoge Auffassung von ›Welt‹ unter dem Begriff ›Wirklichkeit‹: »Die Wirklichkeit ist so bunt und vielgestaltig, wie unsere (wahren) alltäglichen Beschreibungen von ihr sie uns darstellen« (1993, 575).

11 Vgl. zu Alltagsrealismus und Denkunabhängigkeit: Willaschek 2015, 42ff.

können dann sowohl die Behauptung, dass allein die Naturwissenschaften das Maß dessen sind, was tatsächlich existiert, als auch die Vorstellung, zwischen wissenschaftlichem und manifestem Bild bestehe ein epistemisch-ontologischer Bruch, als die weniger attraktiven Optionen erscheinen. Erkauft wird diese Attraktivität meines Erachtens jedoch durch eine sehr viel geringere Tiefenschärfe des Weltbegriffs selbst. Man behauptet hier schlichtweg, dass die Welt ein solches Amalgam von Realität und Wirklichkeit darstellt, ohne genauer zu erläutern, wie diese Amalgamierung physischer und »meta-physischer« Komponenten eigentlich vonstatten geht oder zu erklären ist.

Wie angedeutet wird bei Putnam und McDowell die Vorstellung einer solchen Einheit von Wirklichkeit und Realität unter anderem durch eine Kritik der Möglichkeit einer externalistischen Perspektive auf die Realität motiviert. Fiele die Möglichkeit einer solchen Perspektive weg, so blieben – so die suggestive Idee – nur noch internalistische (oder korrelationistische) Perspektiven auf die *eine* Welt übrig, welche wir in der Wahrnehmung im Blick haben. Gegenüber einer solchen Vorstellung votieren die folgenden Überlegungen für eine strikte Unterscheidung von Realität, wie sie aus naturwissenschaftlicher Perspektive wohlbegründet hypothetisch und fallibel postuliert werden kann, und Wirklichkeiten, wie sie aus internalistischer Perspektive beschreibbar sind. Dieser Unterscheidung liegt die These zugrunde, dass der Gegenstand der jeweiligen Beschreibung in beiden Fällen nicht identisch ist. Man widmet sich nicht demselben Erkenntnisprojekt, wenn man einerseits die Silhouette einer Realität, wie sie an sich verfasst sein mag, mittels naturwissenschaftlich-konstruktiver Methoden in Theorien schrittweise präziser zu ziselieren versucht, oder wenn man andererseits darum bemüht ist, die Welt so zu beschreiben und erfassbar zu machen, wie Menschen sie in ihrer gewöhnlichen Wahrnehmung als mehr oder weniger intersubjektiv-verbundlich im Blick haben.

Um hier den französischen Wissenschaftstheoretiker Gaston Bachelard (1978, 54f.) zu zitieren, heben sich naturwissenschaftliche Bilder der Welt von einer deskriptiven Metaphysik der alltäglichen Wahrnehmung gerade dadurch ab, dass sie den »unmittelbaren Empirismus« der »primäre[n] Erfahrung« überwinden. Die wissenschaftliche Perspektive auf die Welt kommt »mit einer Art metaphysischer Ironie auf die Erfahrung zurück«, indem sie »die Wirklichkeit als Funktion ihrer Theorie« (ebd., 55) betrachtet. Die Wirklichkeit wahrnehmbarer Phänomene wird dadurch innerhalb der naturwissenschaftlichen Perspektive etwas, das nicht so sehr *systematisiert* und *beschrieben*, sondern vielmehr als Oberfläche von Erscheinungen durch das stipulierte, naturwis-

senschaftliche Bild der Realität *erklärt* werden soll. Der Weg der naturwissenschaftlichen Erkenntnis führe daher »von den staunenden zu den geschlossenen Augen« (ebd.).

Aus diesem Grund sei auch die vertraute Perspektive der menschlichen Wirklichkeit – die Bachelard auch die »primäre Erfahrung« nennt – mit ihrem »Zauber der einzelnen und farbigen Beobachtung« immer ein schlechter Ausgangspunkt für die naturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Phänomen (ebd., 54). »In der Tat bietet sich diese erste Beobachtung mit einer Fülle von Bildern dar; sie ist malerisch, konkret, natürlich, einfach. Man braucht sie nur zu beschreiben und zu staunen. Schon glaubt man sie zu verstehen« (ebd.). Will man jedoch zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis der wahrnehmungsunabhängigen Realität fortschreiten, müssen Bachelard zufolge die Gewohnheiten und Vorurteile gerade ausgeschaltet werden, die Menschen aus ihrer unmittelbaren Wahrnehmung sowie aus den pragmatisch für den Alltagsgebrauch nützlichen Alltagsontologien mitbringen. Die »sinnlichen Evidenzen« mit ihrem Eindruck der »Unmittelbarkeit« müssten durch »rationalistische Beweise ersetzt werden« (1993, 77). Das »In-Klammern-Setzen der Phänomenologen« – die phänomenologische *Epoché* als Ausschaltung aller Annahmen und Setzungen bezüglich der Existenz der wahrnehmungsunabhängigen Realität – will Bachelard (ebd., 216) im Zusammenhang wissenschaftlicher Erkenntnis der Realität deshalb durch ein »In-Anführungszeichen-Setzen« unserer alltagsontologischen Begriffe konterkarieren; weshalb er die Beschreibungssprache der Naturwissenschaften auch als eine »Neosprache« bezeichnet. So habe in der Naturwissenschaft »das *Unmittelbare* vor dem *Konstruierten* zu weichen« (1980, 164), weshalb wir uns davor hüten sollten, unsere alltagsontologischen Intuitionen auf die Neosprachen der Naturwissenschaften zu übertragen. Solche Intuitionen stellen Bachelard (1978, 46ff.) zufolge vielmehr »Erkenntnishindernisse« dar, die zu überwinden zum Propädeutikum naturwissenschaftlicher Forschung und Bildung gehört. An die Stelle der »intuitiven und unvermittelten Metaphysiken« des Alltags würden so in den Naturwissenschaften »objektiv überprüfte diskursive Metaphysiken« (1988, 8) treten. Das »unmittelbar Gegebene« sei in naturwissenschaftlicher Hinsicht »ein Angeklagter, und zwar ein Angeklagter, der früher oder später der Lüge überführt werden wird« (1993, 19; vgl. hierzu auch Gaukroger 1976, 204). *Der Realismus des Alltags ist nicht ohne Weiteres mit einem wissenschaftlichen Realismus kompatibel*, auch wenn kontinuierlich-realistische An-

sätze dies häufig suggerieren, ohne allerdings genauer zu erklären, inwiefern dies der Fall ist.¹²

Es besteht also tatsächlich nicht die Möglichkeit, wie von außen oder von der Seite auf die Realität zu »blicken«, weil Realität stets *hypothetisch gesetzt* werden muss. Reales ist kein Gegenstand möglicher Gegebenheit. Wir müssen also nicht unterstellen, dass wir in den Naturwissenschaften – wie McDowell (2009, 190) formuliert – über eine »transparente Form des Zugangs zur Realität« verfügen. Was wir unterstellen müssen ist lediglich, dass dasjenige, was aus naturwissenschaftlicher Perspektive je hypothetisch und vorläufig als Realität postuliert wird, sich in seiner ontologischen Formatierung grundsätzlich von dem Wirklichkeitsbild unterscheidet, welches eine explikative Erforschung der (menschlichen) Erscheinungswirklichkeit *als Erscheinungswirklichkeit* zutage fördert. Man kann also durchaus einräumen, dass auch naturwissenschaftliche Theorien von interessierten Menschen konstruiert werden, dass ihrer Konstruktion (menschliche) Begriffe zugrunde liegen, dass man naturwissenschaftliche Beschreibungen der Realität nicht mithilfe irgendeines metaphysischen Verfahrens mit der Realität selbst vergleichen kann und so weiter; und dennoch die grundsätzliche Differenz im Blick behalten, die zwischen Versuchen der begrifflichen Erfassung menschlicher Erscheinungswirklichkeiten und naturwissenschaftlichen Versuchen, die hinter diesem Erscheinungsschleier liegende Realität zu beschreiben, bestehen. Um diesen Aspekt zu verdeutlichen, orientieren sich die im Folgenden verwendeten Beispiele für die Differenz von Realität und Wirklichkeit daher nicht primär an irgendwelchen avancierten physikalischen Theorien, sondern an so einfachen Beispielen wie der Unterscheidung von Schallwellen und Geräuschen oder elektromagnetischer Strahlung und Farben, da die grundlegende Differenz

12 Eine interessante Parallele zweier möglicher Interpretationen des wissenschaftlichen wie des alltäglichen Bildes der Welt sei hier am Rande notiert: So lassen beide sowohl eine realistische als auch eine instrumentalistische (bzw. antirealistische) Lesart zu, wobei die instrumentalistische Lesart jeweils darin besteht, die vermeintlich ontologischen Setzung von *an sich Seiendem* in Begriffen der Antizipation und Vorhersage gewissermaßen zu »immanentisieren« und so das An-sich durch potenzielle künftige Bewährung zu explizieren. Real gesetzte Entitäten erscheinen in der »immanentisierten« Perspektive dann als nichts weiter als Systeme von Antizipationen auf je unterschiedlichen Ebenen der Beobachtung. Sofern ein unmittelbarer Zugriff auf ein An-sich Menschen epistemisch unmöglich ist und alle Setzung sich nur einerseits synchron an Gegebenem, andererseits je in der perzeptiven Zukunft bewähren können, sind dabei antirealistische Interpretationen jeder realistischen Position nie grundsätzlich auszuschließen, was auch für den hier entwickelten Ansatz gilt (vgl. hierzu Blumenberg 2020, 88).

von Realität und Wirklichkeit schon an diesen fassbar wird. Wer einräumt, dass wir gute Gründe haben, beispielsweise von der wahrnehmungsunabhängigen Existenz von Schallwellen und elektromagnetischen Strahlungen auszugehen und zugleich zuzugestehen bereit ist, dass wir weder Schallwellen noch elektromagnetische Strahlungen direkt wahrnehmen, sondern Geräusche und Farben (wenngleich man durchaus zugestehen kann, dass etwa die Gegebenheit eines Geräuschs ein zuverlässiger Indikator für die Existenz von Schallwellen ist), findet sich schon auf der Linie der Überlegungen wieder, welche durch die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität vorgezeichnet ist. Die »wahrnehmbare[] Welt« (McDowell 2012, 51) ist eben nicht mit der Realität zu identifizieren, zu der uns die Naturwissenschaften immer noch den »objektivsten« uns zur Verfügung stehenden Zugang bieten. Insofern wirbt der hier vertretene Ansatz dafür, die erfahrungstranszendente Realität nicht als vermeintlich metaphysischen und theoretisch überflüssigen Ballast zugunsten einer integrativen Konzeption von Welt als Einheit von Realität und Wirklichkeit aus dem Bild zu streichen. Es kommt keiner naiven Wissenschaftsgläubigkeit gleich, sich etwa auf die empirisch fundierte Annahme einzulassen, dass wahrnehmungsunabhängig etwa Schallwellen und elektromagnetische Wellen existieren, wenn wir solche auch nie unmittelbar zu Gesicht bekommen.

Aus einer solchen Perspektive erweist sich sodann auch das oben diskutierte Drahtgittermodell der uns in der Wahrnehmung vermeintlich zugänglichen, wahrnehmungsunabhängigen Realität zusammen mit der Vorstellung, »dass es eine Ebene der Erfahrung gibt und geben muss, auf der sich uns die Welt selbst *in propria persona* präsentiert« (deVries 2016, 53 [m.Ü.]), als fragwürdiger, als es auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag. Die Vorstellung war hier, dass wir in einem häufig als »rein sinnlich« charakterisierten, auf die primären Qualitäten wahrnehmungsunabhängiger Körper gerichteten Anteil der Wahrnehmung so etwas wie einen perzeptiven Durchblick auf denjenigen Ausschnitt der Realität besäßen, welcher der Formatierung und Auflösung der menschlichen perzeptiven Registraturen entspricht. Auf diese Weise schien das Drahtgittermodell einen unproblematischen epistemisch-ontologischen Übergang von Wirklichkeit und Realität zu gewährleisten: Wir mögen zwar aufgrund des Auflösungsvermögens und der perspektivischen Beschränkung unserer Wahrnehmung nur einen Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität erhaschen, aber diesen erhaschen wir – so die Idee – zuverlässig und intersubjektiv verbindlich. All das andererseits, was phänomenal und intentional in der Wahrnehmung zu diesem Drahtgitter hinzutritt, erscheint

dann beispielsweise als bloße subjektseitige Ergänzung, als bloße *Gegebenheitsweise* der Entitäten dieses basalen Realitätsausschnittes. Damit scheint die Kontinuität zwischen Realität und Wirklichkeit gesichert und all das, was wir über dieses Drahtgittermodell hinaus als Merkmale der Wirklichkeit wahrnehmen, zugleich ontologisch diskreditiert. Was aus einer solchen Perspektive eigentlich oder tatsächlich existiert, ist die Realität, wie sie an sich sein mag, während die Wirklichkeiten als solche als bloße Erscheinungsschleier erscheinen, hinter denen sich diese »eigentliche« Realität verbirgt. (Das macht sich etwa auch daran bemerkbar, dass entsprechende semantische Theorien die Extension von Begriffen durch ihre realen Referenten bestimmen und ihren sinnhaften Gegebenheitsweisen nur eine Vermittlungsfunktion zwischen Bewusstsein und Referenz zuweisen.)

Gibt man nun allerdings die These auf, dass Wirklichkeiten einen solchen, unmittelbaren Durchblick auf die Realität als solche erlauben, auf die alle menschlichen Subjekte gleichermaßen bezogen sind, scheint man Gefahr zu laufen, den Boden intersubjektiver Verbindlichkeit unter den Füßen zu verlieren. Gegen eine solche Sorge wird im Folgenden für die These argumentiert, dass es eine basale Schicht der menschlichen Wahrnehmung gibt, die als intersubjektiv kongruenter (und insofern objektiver) *Kern der menschlichen Wirklichkeit* beschrieben werden kann, der allerdings nicht mit einem Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität gleichzusetzen ist. Es ist also durchaus richtig, dass – wenn auch nicht aus der Perspektive der Wahrnehmung selbst, so doch aus analytischer, rekonstruktiver Perspektive – eine Art Drahtgittermodell der menschlichen Wirklichkeit als intersubjektiv verbindlich und insofern als »externer« Maßstab angesetzt werden kann. In Bezug auf dieses sind Menschen also dazu berechtigt davon auszugehen, dass sie es mit allen anderen menschlichen Subjekten teilen. Aus einer gewissen Entfernung lässt sich sagen, dass Immanuel Kant es in der *Kritik der reinen Vernunft* unter anderem auf die transzendente Rechtfertigung der intersubjektiven Voraussetzbarkeit der Geteiltheit eines solchen Drahtgittermodells der menschlichen Erscheinungswirklichkeit abgesehen hat, welches wesentlich unterscheidbare materielle Gegenstände in der homogenen Raumzeit zum Inhalt hat.¹³ Kant hegt allerdings zugleich die Vorstellung, dass dieses

13 Deutlich wird dieser Umstand etwa an dem von Kant selbst gegebenen Beispiel eines Regenbogens als »bloße Erscheinung«, der gegenüber der »Regen aber die Sache an sich selbst« genannt werden könne, »so fern wir den letzteren Begriff nur physisch verstehen« (KrV A 45/B 63). Wir sehen also zwar den Regenbogen, aber als nicht zur physi-

Drahtgitter nicht nur intersubjektiv als von allen vernünftigen Menschen-subjekten geteilt unterstellt werden kann, sondern, dass es darüber hinaus auch als ontologisches Raster für mögliche wissenschaftliche Bilder der Welt fungiert. Die Bedingungen der Möglichkeit *der Erfahrung* von Gegenständen identifiziert Kant gerade mit den Bedingungen der Möglichkeit *der Erkenntnis* von Gegenständen, sodass auch die Physik letztlich auf die Erkenntnis der menschlichen Erscheinungswirklichkeit beschränkt bleibe. Damit liefert er zugleich ein Paradigma für die kontinuistische Vorstellung, Menschen hätten im alltagsontologischen Drahtgittermodell der Wirklichkeit so etwas wie das nackte Skelett der Realität vor Augen, welches auch einem jeden möglichen wissenschaftlichen Bild der Welt zugrunde liegen oder irgendwo in diesem Platz finden muss.

Im Gegensatz zu einer solchen Auffassung wird im Folgenden die These vertreten, dass der intersubjektiv kongruente Kern der menschlichen Wirklichkeit nicht unmittelbar identisch mit einem Ausschnitt der wahrnehmungs-unabhängigen Realität ist, wenn es auch gute Gründe für die Annahme gibt, dass dieser Kern besonders eng mit bestimmten Sachverhalten korreliert ist, die in der wahrnehmungsunabhängigen Realität bestehen. *Es gibt* also menschliche Wirklichkeiten und ihre Objekte, *die direkt wahrgenommen werden können*,¹⁴ während die wahrnehmungsunabhängige Realität und die in ihr vorkommenden Entitäten *wahrnehmungsunabhängig existieren, aber grundsätzlich keine Gegenstände unmittelbarer Wahrnehmung sein können*, sondern fallibel postuliert werden. Terminologisch wird im Folgenden entsprechend zwischen den *Gegebenheitsontologien* von Subjekten, welche deren jeweilige Wirklichkeiten kategorial zu explizieren beanspruchen, und *Existenzontologien* unterschieden, welche von Subjekten mit dem Ziel der Darstellung der wahrnehmungs-unabhängigen Realität gesetzt und konstruiert werden. Der vorgeschlagene Ansatz kombiniert somit einen »empirischen Realismus« im Sinne Kants, welcher »der Materie als Erscheinung eine Wirklichkeit zu[gesteht], die nicht geschlossen werden darf, sondern unmittelbar wahrgenommen wird« (KrV A

schen Welt gehörige Erscheinung. Demgegenüber sind Regenbögen aus der hier entwickelten Perspektive gewöhnliche Objekte der menschlichen Wirklichkeit, sofern sie sich intra- und interexperienziell bewähren.

14 Selbstredend kann man sich auch in der Wahrnehmung der Objekte der Wirklichkeit täuschen: Man kann etwa zunächst eine freundlich winkende Dame in der Ferne wahrnehmen, die sich bei näherer Betrachtung als Puppe entpuppt. Die Wahrnehmung hat sich im Laufe weiterer Erfahrung nicht einstimmig bewährt.

371), mit einem wissenschaftlichen Realismus bezüglich der Natur im Sinne wahrnehmungsunabhängiger, objektiver Realität, welche nicht unmittelbar wahrgenommen wird, aber (grundsätzlich fallibel) geschlossen werden darf.

Anliegen des hier entwickelten Ansatzes ist somit, eine konstitutionsidealistische Auffassung menschlicher Wirklichkeiten mit einem kritischen wissenschaftlichen Realismus oder Naturalismus zu verbinden, indem er Wirklichkeit und Realität strikt voneinander unterscheidet. Argumentiert wird somit für eine *dualistische Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität* (wobei sich der Autor des Umstandes bewusst ist, dass in einer Zeit, in der kategorische Unterscheidungen vielerorts eher als Aufforderungen zu ihrer Überwindung und Verflüssigung erscheinen, Positionen dieser Art nicht unbedingt Attraktivitätsvorschusslorbeeren zu ernten in Aussicht stellen). Die Wirklichkeiten, in denen Menschen sich wiederfinden, unterliegen Konstitutionsbedingungen, welche die Objekte so erscheinen lassen, wie sie Subjekten in der Wahrnehmung wirklich gegeben sind. Menschlichen Subjekten erscheinen in ihrer gewöhnlichen Erfahrung somit nicht Objekte, wie sie an sich wahrnehmungsunabhängig existieren mögen, sondern Erscheinungen, die kantisch gesprochen der »menschlichen Vorstellungsart« entsprechen: »Nun sind aber äußere Gegenstände (die Körper) bloß Erscheinungen, mithin auch nichts anders, als eine Art meiner Vorstellungen, deren Gegenstände nur durch diese Vorstellungen etwas sind, von ihnen abgesondert aber nichts sind« (KrV A 370). Insofern nun die subpersonalen Bedingungen, die der Konstitution von Erscheinungen zugrunde liegen, intersubjektiv übereinstimmen, finden Subjekte sich auch in kongruenten Erscheinungswirklichkeiten wieder; wobei man sich die Erscheinungen, die Menschen in der Wahrnehmung gegeben sind, nicht als Abbilder oder Repräsentationen draußen in der Welt fertig vorliegender, wahrnehmungsunabhängiger Gegenstände an sich vorzustellen hat.¹⁵ Auch diesbezüglich gehen die folgenden Überlegungen mit Kant konform.

15 Folgte man Tobias Rosefeldts Rekonstruktion von Kants Auffassung des Verhältnisses von *Dingen an sich* und *Erscheinungen*, so beruhen Erscheinungen und ihre Eigenschaften auf der kognitiven und perzeptiven Verfassung des Menschen und stellen kognitive Reaktionen menschlicher Subjekte auf wahrnehmungsunabhängige (Rosefeldt spricht hier von »außergeistigen«) Objekte dar. »So wie Farben außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst, d.h. unabhängig von uns zukommen, sondern nur deswegen, weil wir mit bestimmten Empfindungen auf diese Gegenstände reagieren, so sollen alle raum-zeitlichen Eigenschaften den außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst zukommen, sondern nur deswegen, weil unsere Anschauungen gemäß unserer Anschauungsformen Raum und Zeit strukturiert sind [...]. Alle erkennbaren raum-zeitlichen Ei-

Abtrünnig werden sie Kants Überlegungen an der Stelle, an der auch Sellars die Differenz seiner Auffassung zur kantischen markiert: »I agreed with Kant that the world of common sense is a ›phenomenal‹ world, but suggested that it is ›scientific objects‹, rather than metaphysical unknowables, which are the true things-in-themselves« (1968, 143; vgl. auch Seibt 2016, 193). So stellt sich Kant vor, dass die transzendentalen Ermöglichungsbedingungen der Erfahrung der Wirklichkeit zugleich die Ermöglichungsbedingungen objektiver Erkenntnis der Realität darstellen, sofern Wirklichkeit und Realität – im Sinne des objektiv durch die Naturwissenschaften erkennbaren – für ihn letztlich zusammenfallen. Konkret bedeutet dies: Auch die Physik bleibt auf die durch das transzendente Apriori vorgezeichneten Bedingungen zurückverwiesen, bewegt sich also innerhalb der (menschlichen) Erscheinungswirklichkeit. Daher haben wir es Kant zufolge »überall (in der Sinnenwelt) *selbst bis zu der tiefsten Erforschung ihrer Gegenstände* mit nichts, als Erscheinungen, zu tun« (KrV A 45/B 62f. [Meine Herv.]). Wir finden also auch bei Kant, wie bei Putnam und McDowell, die Vorstellung der einen ›Welt‹ als Einheit von Wirklichkeit und Realität.

Dagegen wird im Folgenden für die These argumentiert, dass *einerseits* die menschliche Wirklichkeit subjektseitigen Konstitutionsbedingungen unterliegt, von denen zumindest einige universal von allen menschlichen Subjekten geteilt werden. Insofern kann man dann davon sprechen, dass menschliche Subjekte zumindest einen gemeinsamen Wirklichkeitskern teilen. Dieser Kern jedoch vermag *andererseits* nicht als direktes ontologisches Scharnier zwischen Wirklichkeit und Realität zu fungieren. Die Realität ist ontologisch aus einem anderen Holz geschnitzt als die menschliche Wirklichkeit, weshalb eine Welt, die als Einheit von Wirklichkeit und Realität konzeptualisiert wird, ein höl-

genschaften außergeistiger Gegenstände sind demnach Eigenschaften, die unsere kognitive Reaktion auf diese Gegenstände betreffen« (2013, 243). Es gibt also einer solchen Lesart Kants zufolge (existenzontologisch) *Dinge an sich*, während Subjekten in direkter Wahrnehmung stets nur von ihrer kognitiven und perzeptiven Verfassung abhängige *Erscheinungen* als »kognitive Reaktionen auf diese Gegenstände« gegeben sein können. Rosefeldts Formulierungen schillern hier allerdings, sofern sie implizieren, dass raum-zeitliche Eigenschaften wie Farben zwar »außergeistigen Gegenständen nicht an sich selbst«, wohl aber außergeistigen Gegenständen *für uns* zukommen, sodass Erscheinungen als *Dinge an sich für uns* konzeptualisiert scheinen. Eine solche Position unterstellt unproblematisiert die Möglichkeit, dass den Objekten der direkten Wahrnehmung jeweils »außergeistige Gegenstände« zugeordnet werden können, in Bezug auf die Menschen »kognitive Reaktionen« zeigen können.

zernes Eisen ist. Bachelard spitzt diesen Gedanken wie folgt zu: »Man lebt in der Welt der Schopenhauerschen Vorstellung. Man denkt in der Welt der intellektualisierten Vorstellung. Die Welt, in der man denkt, ist nicht die Welt, in der man lebt« (1980, 129). Zwischen der Wirklichkeit des Alltags und der naturwissenschaftlich postulierten Realität, der »sinnlichen Erkenntnis und der wissenschaftlichen Erkenntnis« bestehe ein epistemologischer »Bruch« (ebd., 24). Der Wissenschaftstheoretiker Bas van Fraassen formuliert diesen Gedanken so: »For everyone of us there is therefore some point of rupture between, as we are inclined to say, the way we see the world and the way science describes it« (1999, 44). So erscheinen Menschen zwar kognitiv dazu in der Lage, ihr immanentes Bild der Welt in ihrem Denken fallibel auf die erscheinungstranszendente Realität hin zu überschreiten. Die Wirklichkeit, in der sie leben, verwandelt sich dadurch jedoch nicht in die wahrnehmungsunabhängige Realität, deren Existenz sie annehmen. Die sinnlich-phänomenalen wie auch die sinnhaften Qualitäten, die für uns konstitutiv zu der uns in der Erfahrung gegebenen Wirklichkeit gehören, sind – nach allem, was wir heute über die Wahrnehmung zu wissen glauben – nicht einer Realität an sich zuzurechnen.¹⁶ In der Realität an sich gibt es weder Farben noch Geräusche, weder Süße noch Wärme. Auch die in der Wahrnehmung unmittelbar aufgefassten Bedeutsamkeiten und Valenzen, das ganze Ensemble der »phänomenalen Schichten, die nur dem Erleben aufgeschlossen, nur für das Erleben vorhanden sind« (Plessner 1975, 35) scheinen nicht sinnvoll der Realität als solcher

16 Dabei lassen sich zwei unterschiedliche Formen einer sogenannten »Relativierung« des kantischen »Apriori« unterscheiden: Die eine findet sich exemplarisch bei Hans Reichenbach, der in *Relativitätstheorie und Erkenntnis apriori* (1920) zwei Merkmale des kantischen Apriori unterscheidet. Das Apriori sei von Kant zum einen als »apodiktisch gültig« und zum anderen als »den Gegenstandsbegriff konstituierend« aufgefasst worden (ebd., 46). Der Fortschritt der Physik habe gezeigt, dass das kantische Apriori zwar keine apodiktische Geltung besäße, es bleibe aber die Notwendigkeit der Ansetzung eines Apriori im Sinne eines transzendentalen Rahmens für mögliche Gegenstände naturwissenschaftlicher Erkenntnis (vgl. unten Kapitel 1.11). In der Tradition der französischen Epistemologie, die etwa von Léon Brunschvicg über Bachelard bis Foucault und teilweise Bourdieu reicht, stand demgegenüber nicht so sehr die Relativierung des *erkenntniskonstitutiven* Apriori der Naturwissenschaften, sondern die historische und geographische Relativierung des *erfahrungskonstitutiven* Apriori der menschlichen Wirklichkeiten im Vordergrund (vgl. unten Kapitel 5.1). Der hier entwickelte Ansatz würde es erlauben, beide Dimensionen dadurch miteinander zu verbinden, dass er sie unterscheidet: Das für objektive Realitätserkenntnis konstitutive Apriori der Naturwissenschaften (sollte es ein solches geben) ist nicht identisch mit dem für die Erfahrung der Wirklichkeit konstitutiven Apriori menschlicher Wirklichkeiten.

zurechenbar, wie sie sich in einem wissenschaftlichen Bild darstellt. Ebenso wenig existieren in der Realität einfache visuelle Gestalten oder sehr viel komplexere, sich etwa in der Zeit entfaltender Entitäten wie ein kritisches Lächeln oder die Geste eines freundlichen Winkens als signifikante Einheiten. Musil (1978, 526) spricht hier auch von den »ausgefrorenen Grimassen des Weltalls«, die wir jedoch in unserer Wahrnehmung »als einen Tisch oder einen Stuhl, ein Schreien oder einen ausgestreckten Arm, eine Geschwindigkeit oder ein gebratenes Huhn erkennen« würden. Die Realität an sich mag die »quantitativ faßbaren Bedingungen« bereitstellen, »an welche das Auftreten der qualitativ nur für das Erleben aufgeschlossenen Phänomene gebunden ist« (Plessner 1975, 29), wir sollten aber nicht den Fehler machen, solche Bedingungen vorschnell mit den durch sie auftretenden Phänomenen zu identifizieren. Eine Schallwelle (oder ein Ensemble von Schallwellen) ist kein Geräusch und noch weniger ist sie identisch mit einem unmittelbar in seiner Bedeutsamkeit gehörten Satz, aber sie kann bei entsprechenden Organismen dafür sorgen, dass diese Geräusche oder Sätze hören.¹⁷ Zwischen Wirklichkeit und Realität liegt – wie Plessner (1975, 5) formuliert – »ein Sprung, die Betrachtung kann nicht homogen von der einen zur anderen Dimension überleiten«: Menschliche Erscheinungswirklichkeiten sind keine Teilmenge, kein bestimmter Ausschnitt der wahrnehmungsunabhängigen Realität, wie sie aus der Perspektive eines wissenschaftlichen Bildes der Welt erscheint; und sie lassen sich auch nicht ohne Weiteres mit einer so konzipierten Realität in ontologischer Kontinuität denken.¹⁸ Eine vorschnelle Identifikation von wirklichen mit realen Objekten und ihren Merkmalen wird im Folgenden in Abhebung vom »naturalistischen Fehlschluss« entsprechend als *Naturalisierungsfehlschluss* bezeichnet.

Man kann in erkenntnistheoretischer Hinsicht also durchaus die Möglichkeit einräumen, dass der Mensch (in gewissem Ausmaß bereits aus der Perspektive seiner Alltagserfahrung, in einem sehr viel weiterreichenden Sinn mittels empirisch-naturwissenschaftlicher Methoden) dazu in der Lage ist,

17 Dieser Formulierung ist allerdings unscharf, sofern sie das Subjekt, dem etwas gegeben ist, mit dem Organismus identifiziert, auf den kausale Reize wirken. Sofern die hier vertretene Position richtig ist, sind Organismus und Subjekt allerdings nicht miteinander zu identifizieren. Zwischen Organismus und Subjekt besteht ein Verhältnis »struktureller Kopplung«, ein Verhältnis der »Interpenetration« (vgl. Luhmann 1987, 294ff.), kein Verhältnis der Identität.

18 Wenn sich auch, wie dies unten geschieht, dafür argumentieren lässt, dass Menschen aufgrund ihrer neurophysiologischen Konstitution auf bestimmte Ausschnitte der wahrnehmungsunabhängigen Realität mit Wahrnehmung reagieren.

abduktiv, d.i. durch fallible Schlüsse auf die ›beste Erklärung‹, auf die mögliche oder wahrscheinliche Verfassung einer objektiven Welt zu schließen, wie sie sich wahlweise intersubjektiv verbindlich in der Erfahrung verschiedener Subjekte bewährt oder als bewusstseinsunabhängig postuliert werden kann. So bewähren sich gewisse Merkmale und Eigenschaften der in der Wahrnehmung gegebenen Objekte (man denke etwa bei mittelgroßen, massiven Objekten exemplarisch an Ausdehnung und Form) bereits auf der Ebene der individuellen Erfahrung diachron und transsituativ sehr viel zuverlässiger, erweisen sich als transsituativ robuster als andere Merkmale. Solche diachronen und transsituativen Bewährungen bestimmter Merkmale liefern dem Subjekt bereits auf der Ebene seiner individuellen Alltagserfahrung erste Anhaltspunkte, in versachlichender Einstellung gegenüber der Welt, wie sie ihm unmittelbar in seiner Erfahrung gegeben ist, eine objektive Alltagswirklichkeit zu postulieren, die sich in der Auseinandersetzung mit anderen Subjekten zudem intersubjektiv mehr der weniger zu bewähren vermag. Die methodisch sehr viel rigorosere verfahrenen Naturwissenschaften knüpfen an diesen Impuls zur versachlichenden Objektivierung der Perspektive an, um die durch sie postulierten Modelle der wahrnehmungsunabhängigen Realität systematisch mittels empirischer Verfahren zu raffinieren. Die epistemische Erschließung einer so postulierten Realität an sich erfordert aber gerade methodische Anstrengung und wird nicht schon mit der Alltagswahrnehmung als solcher frei Haus geliefert. Und sie bleibt zudem stets fallibel.

Eine solche, hinter oder unterhalb der Oberfläche der phänomenalen Erscheinungswirklichkeit postulierte Realität an sich ist dabei gerade zu unterscheiden von der alltagsontologischen Annahme einer verschiedenen Subjekten in ihrer jeweiligen Erfahrung kongruent und sich bewährend gegebenen (und in diesem Sinne intersubjektiv verbindlichen) Alltags- oder Erscheinungswirklichkeit mitsamt ihren sinnlich-phänomenalen und sinnhaften Qualitäten, wie sie Menschen häufig alltagsontologisch als objektive Welt ansetzen. Die ontologischen Annahmen und Verpflichtungen, die mit einer etwa aus naturwissenschaftlicher Perspektive unterhalb der Oberfläche der Erscheinungswirklichkeit postulierten (oder ›substruierten‹) Realität an sich einhergehen, besitzen eine sehr andere Form als die ontologischen Annahmen und Verpflichtungen, die mit einer als intersubjektiv kongruent gesetzten Erscheinungswirklichkeit oder Lebenswelt aus der Perspektive sich intra- und intersubjektiv bewährender Erfahrung einhergehen. So erfolgt schon die Einteilung des jeweiligen Objektbereichs in signifikante Einheiten auf sehr unterschiedlichem Wege. Für unsere gewöhnliche Wahrnehmung (und insofern

auch für unsere Alltagswirklichkeit) ist charakteristisch, dass in dieser die verschiedenen Entitäten *in Verhältnissen von Teilen und Ganzen* erscheinen. Ein menschliches Gesicht, welches einen sehr basalen Objekttypus der menschlichen Wirklichkeit darstellt, setzt sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen und erscheint uns doch in unserer Wahrnehmung unmittelbar als *Einheit*, die ihrerseits zur Einheit eines Menschen gehört. Dasselbe gilt für das in diesem Zusammenhang paradigmatische Beispiel einer gehörten Melodie im Verhältnis zu den Tönen, aus denen sie sich zusammensetzt.

Die Wahrnehmung solcher mereologischer Ganzer aus verschiedensten Teilen ist in unserer Alltagswirklichkeit keine Ausnahme, sondern die Regel, weshalb Ansätze, welche den Alltagsrealismus primär oder ausschließlich als einen Realismus mesoskopischer Materiedinge konzipieren, bereits ein reichlich abstraktes und auf das wissenschaftliche Bild der Welt hin kalibriertes Bild der Alltagswelt ansetzen, in welchem sich der Reichtum unserer ganz gewöhnlichen Wirklichkeitserfahrung kaum widerspiegelt. So spielt etwa die unmittelbare perzeptive Auffassung verschiedenster Formen von Kontexten, Ereignissen und Situationen als mereologische Einheiten in der menschlichen (und wohl auch in der tierischen) Erfahrung eine zentrale Rolle. Die meisten solcher mereologischer Einheiten, die zum Basisinventar der menschlichen Wirklichkeiten gehören, finden *als Einheiten* allerdings keine Entsprechungen in einem naturwissenschaftlichen Bild der Realität. So existieren beispielsweise für die Einteilung der Wirklichkeit in unterschiedliche soziale Situationen oder Ereignisse in physikalischen Beschreibungen keine unmittelbaren Gegenstücke, die diese als signifikante Einheiten erscheinen lassen könnten. Analoges gilt in abgeschwächter Form für die Individuation mittelgroßer, massiver Entitäten, die häufig – im Sinne eines entsprechend reduzierten Drahtgittermodells – das Paradigma für Gegenständlichkeit überhaupt abgeben und für die menschliche Alltagswirklichkeit in der Tat eine tragende Rolle spielen: Auch sie finden, als signifikante mereologische Einheiten, in entsprechenden mikrophysikalischen Beschreibungen keine unmittelbaren Gegenstücke.

Die wahrnehmungsunabhängige Realität, wie sie aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive postuliert wird, ist also nicht die hinter einer Oberfläche von Erscheinungen verborgene, nackte Wahrheit der menschlichen Wirklichkeit. Als solche Erscheinungsoberflächen, die Menschen in ihrer Erfahrung gegeben sind, genießen menschliche Wirklichkeiten gegenüber einer etwaig hinter diesen Oberflächen existierenden Realität an sich vielmehr ein *epistemisch-ontologisches Eigenrecht*. Zwar sind menschliche Wirklichkeiten gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität nicht vollkommen autonom

– es gäbe wohl keine Wirklichkeiten, wenn keine Realität existierte – sie fallen jedoch nicht (auch nicht teilweise) mit dieser zusammen.

Neben der grundsätzlichen Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit bildet die Behauptung der *Pluralität und Diversität menschlicher Wirklichkeiten* die zweite Kernthese der folgenden Untersuchung. Gegen die hier Kant, McDowell und Putnam zugeschriebene Behauptung von der *einen, einheitlichen* Welt, in der wir uns als menschliche Subjekte alle gleichermaßen vorfinden, wird im Folgenden für die These argumentiert, *dass es eine Vielzahl menschlicher Wirklichkeiten gibt*. Diese Konsequenz ergibt sich aus dem Umstand, dass die subjektseitigen Konstitutionsbedingungen, welche der einem Subjekt in seiner Erfahrung gegebenen Wirklichkeit zugrunde liegen, intersubjektiv divergieren. So gibt es, neben dem intersubjektiv kongruenten Kern der menschlichen Wirklichkeit, der als von allen menschlichen Subjekten geteilt unterstellt werden kann, auch intersubjektiv divergierende *Wirklichkeits-hüllen*, die konstitutiv zur Wirklichkeit eines jeweiligen Individuums gehören. Sollte diese Behauptung sich als richtig erweisen, leben Menschen dann und insofern in *geteilten Wirklichkeiten*, als die jeweiligen Konstitutionsbedingungen, welche ihren Wirklichkeiten zugrunde liegen, sich hinreichend ähneln. Wie zu zeigen ist, erweisen sich die Wirklichkeiten verschiedener Menschen dabei als *synchron divers* und *diachron variabel*. Menschen leben in unterschiedlichen Wirklichkeiten – und Wirklichkeiten verändern sich historisch.

Ohne möglicherweise problematisch oder kontraintuitiv anmutende Konsequenzen ist ein solcher Ansatz allerdings nicht. Eine dieser potenziell kontraintuitiven Konsequenzen liegt in dem Umstand, dass das Teilen von Welt oder auch die gemeinsame intentionale Bezugnahme auf ein und denselben Gegenstand ihm zufolge nicht dadurch erklärt werden kann, dass menschliche Wirklichkeiten und ihre Objekte bereits vor ihrer Wahrnehmung wahrnehmungsunabhängig fertig vorlägen. Geteiltheit von Welt ist, sofern die Gegenstände der Wahrnehmung (bzw. menschliche Wirklichkeiten überhaupt) Produkte subpersonaler Konstitutionsprozesse sind, einem solchen Ansatz zufolge – er teilt sich dieses Problem allerdings mit einem Ansatz wie dem kantischen – vielmehr ihrerseits eine *indirekte* Angelegenheit, eine Frage der intersubjektiven Kongruenz dessen, was Subjekten jeweils in ihrer Wahrnehmung direkt gegeben ist (ohne das interagierende Subjekte dazu in der Lage wären, mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen, ob sie situativ mit einem anderen Subjekt eine Wirklichkeit teilen). Zunächst mag sich an dieser Stelle eine Kritik nahelegen, die Searle (2018, 66 [m.Ü.]) an der Auffassung äußert, »dass wir Objekte und Sachverhalte in der Welt nicht unmittelbar wahrnehmen«,

welche er unter anderem Descartes, Leibniz, Spinoza, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Hegel und Mill zuschreibt. Diese Auffassung werde durch Variationen eines Arguments verteidigt, welches Searle auch geradewegs das »Schlechte Argument« [»The Bad Argument«] nennt, dessen verbreitetste Form das »argument from illusion« sei (ebd.). Verkürzt funktioniert dieses Argument so: Fälle veridischer Wahrnehmung und Fälle von Wahrnehmungstäuschung oder Halluzination lassen sich aus der Perspektive des wahrnehmenden Subjekts selbst phänomenal, auf der Ebene der Wahrnehmungserfahrung, nicht unterscheiden. Sofern das Subjekt in beiden Fällen den Eindruck hat, *etwas zu sehen*, legt sich die Vorstellung nahe, dass das Subjekt in beiden Fällen »ein Objekt« sieht. Dieses kann nun jedoch nicht das materielle Objekt sein (sofern im Falle der Halluzination kein solches existiert), sondern beispielsweise eine »Erscheinung«, eine »Repräsentation« oder ein »intentionales Objekt«. Die unmittelbaren Objekte der Wahrnehmung wären somit nicht die Objekte selbst. Searles Widerlegung des Arguments läuft auf die Behauptung hinaus, dass wir es hier mit einer Äquivokation von »sehen« zu tun hätten. Während wir in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung direkt materielle Objekte der Welt sehen würden, würden wir im Halluzinationsfall eben *nichts* sehen – »in the hallucinatory case *I do not see anything*« (ebd., 70). Allerdings setzt diese Widerlegung voraus, was sie zu beweisen suggeriert: Dass wir im Erfolgsfall der Wahrnehmung die Dinge so sehen, wie sie wirklich »in der Welt« sind. Searle selbst macht sich hierbei eine Ambiguität zunutze, die in seinem Gebrauch des Begriffs »Welt« angelegt ist und die sich oben ähnlich bei Putnam und McDowell fand. So erweist sich aus der hier entwickelten Perspektive seine Position als korrekt (wenn auch zugleich als verfeinerungsbedürftig), wenn mit »Welt« *Wirklichkeit* gemeint ist, jedoch als falsch, sofern mit »Welt« *Realität* gemeint sein soll. Dabei wird hier für einen *pluralen direkten Realismus der Wirklichkeiten* in Verbindung mit einem *indirekten Realismus der Realität* argumentiert. Der hier vertretene direkte Realismus der Wirklichkeit besitzt jedoch eine radikal begrenzte intersubjektive Reichweite, sofern aus dem Umstand, dass ein bestimmtes Objekt zur Wirklichkeit eines Subjekts gehört, nicht in jedem Fall und nicht in jeder Hinsicht geschlossen werden kann, dass es in derselben Weise auch in der Wirklichkeit eines anderen Subjekts firmiert. Ob also Subjekte in einer gemeinsamen Welt leben oder nicht, hängt davon ab, ob dasjenige, was ihnen jeweils in direkter Wahrnehmung als Wirklichkeit gegeben ist (oder gegeben sein kann), hinreichend kongruent ist. Searle suggeriert demgegenüber, dass die Welt unserer Alltagserfahrung wahrnehmungs- oder denkunabhängig so vorliegt, wie sie uns in Fällen erfolgreicher

Wahrnehmung gegeben ist. So mogelt er sich zugunsten einer – aus unserer alltagsontologischen Gewohnheit, die je von uns als sich bewährend wahrgenommene Wirklichkeit als intersubjektiv-verbindlich anzunehmen, abgeleiteten – Annahme einer intersubjektiv-verbindlichen Wirklichkeit, zu der wir in Fällen erfolgreicher Wahrnehmung direkten epistemischen Kontakt hätten, um eine Auseinandersetzung mit der Frage herum, ob und inwiefern die Welt und die Objekte unserer Alltagserfahrung auch ein *Produkt* der Art und Weise sind, wie wir als Menschen wahrnehmen.

Der hier vertretenen Auffassung nach leben Menschen also dann und insofern in einer gemeinsamen, geteilten Wirklichkeit, als ihre entsprechenden Wahrnehmungen hinreichend kongruent sind. Ein Bild, das zur plausibilisierenden Veranschaulichung dieser Vorstellung dienen mag, ist das einer *Silent Disco*: Silent Discos sind Tanzveranstaltungen, bei denen die Musik nicht mittels Schall in den Raum emittierender Lautsprecher, sondern individuell durch Funkkopfhörer gehört wird, wobei häufig unterschiedliche Kanäle mit unterschiedlicher Musik zur Auswahl stehen. Während man hier also ›von außen‹, ohne Kopfhörer, nur in verschiedenen Rhythmen tanzende Menschen sieht, ohne irgendeine Musik zu hören, können die mit Kopfhörern Tanzenden sich – zumindest bezüglich all derjenigen, die auf demselben Kanal wie sie selbst unterwegs sind – so verhalten, als wäre die gehörte Musik wirklich *draußen im Raum*. Das je individuell Gehörte ist in diesem Fall intersubjektiv hinreichend synchron und kongruent, um die entsprechende musikalische Wirklichkeit als intersubjektiv-verbindlich aufzufassen, auch wenn dem Gehörten ›draußen‹ nichts entspricht.¹⁹ Analog verhält es sich nun, so der Vorschlag, bezüglich der individuellen Wirklichkeiten von Subjekten: Subjekte sind dann und insofern pragmatisch in der Annahme gerechtfertigt, *sich mit anderen in ein und derselben Wirklichkeit zu befinden*, als diese auf denselben (gegebenheits-) *ontologischen Wirklichkeitskanal* eingestellt sind. Die Wirklichkeiten, in denen wir leben und auf die wir uns in unserer Alltagsüberzeugungen beziehen, ist nicht die Realität an sich, wie sie sich als unscharfe Silhouette hinter den Glei-

19 Alternativ kann man sich die Wahrnehmung auch anhand der von Douglas Adams in *The Hitchhiker's Guide to the Galaxy* verwendete Figur des Babelfisches vorstellen, der, einmal ins Ohr einer Person eingesetzt, diese dazu in die Lage versetzt, alle gehörten Sprachen unmittelbar zu verstehen. Analog ›übersetzt‹ die menschliche Wahrnehmung (mitsamt dispositionalem Hintergrund) das existenzontologische Kauderwelsch in die das Subjekt orientierenden, bedeutsamen (und insofern: verstehbaren) Einheiten seiner Erfahrung.

chungen der zeitgenössischen Physik abzuzeichnen scheint. Menschen leben in der Wirklichkeit, wie sie sich ihnen in ihrer Erfahrung darstellt, nicht in der Realität, wie sie an sich verfasst sein mag.

Gleichzeitig verlieren aus einer solchen Perspektive die skeptischen Schreckgespenster vom *genius malignus*, wie ihn Descartes in seinen *Meditationes* beschwört, oder vom Gehirn-im-Tank, das von bösen Wissenschaftler:innen in einer Weise mit elektrischen Reizen versorgt würde, die ihm das Erlebnis einer nicht wirklich vorhandenen Wirklichkeit vorgaukeln, zumindest ein wenig von ihrer bedrohlichen Anmutung. Lässt man sich auf die Vorstellung ein, dass der epistemische Kontakt des Menschen zur Realität grundsätzlich kein direkter sein kann, und dass die Wirklichkeit, wie sie Menschen in ihrer Wahrnehmung erscheint, tatsächlich ein Produkt ihrer jeweiligen Vorstellungsart ist, erscheinen Szenarien dieser Art nicht mehr nur als Gedankenexperimente, die unsere Erkenntnisansprüche im Hinblick auf die sogenannte Außenwelt unterminieren oder grundsätzlicher Bezweifelbarkeit anheimgeben – obwohl sie auch dies natürlich weiterhin zu tun vermögen. Menschen haben nicht im Normalfall ›Glück‹, dass nicht ein böser Geist ihren ungetrübten Durchblick auf die Realität an sich verzerrt. Vielmehr sind die Wirklichkeiten selbst, die Menschen in ihrer Wahrnehmung gegeben sind, gegenüber der wahrnehmungsunabhängigen Realität stets Produkte spezifischer ›Verzerrungen‹, die etwa aus ihrer neuropsychologischen Verfasstheit und sedimentierten Umgebungserfahrungen erwachsen. Entsprechend erscheint von hier aus auch das Näherrücken der technischen Realisierbarkeit solcher Täuschungsszenarien durch *virtual* und *augmented Reality* (VR & AR) als anschauliches Argument für die These, dass die Alltagswirklichkeit, in der wir Menschen leben und uns begegnen, gegenüber der Realität, wie sie an sich verfasst sein mag, eine gewisse Eigenständigkeit besitzt. Sollten in naher oder mittlerer Zukunft etwa mehr augmentierte (d.h. der Wirklichkeit hinzugefügte, virtuelle) Objekte in unserer menschlichen Alltagswirklichkeit Fuß fassen, die von hinreichend vielen Subjekten mittels entsprechender technischer Geräte intersubjektiv kongruent wahrgenommen werden können, ist damit zu rechnen, dass sie diese als gewöhnliche Objekte ihrer Alltagswirklichkeit erleben, behandeln und auffassen werden, auch wenn ihnen ›draußen in der Realität‹ nicht mehr entsprechen mag als die Serien proximaler Reize, welche zu ihrer Gegebenheit führen. Im Übrigen lässt sich Ähnliches auch schon heute an der Art und Weise beobachten, wie der ganze Bereich des Digitalen und der medial vermittelten Inhalte unsere alltägliche Wirklichkeit durchwirkt, wie beispielsweise entsprechende Entitäten (wie Textdateien oder Desktopi-

cons) als vertraute Objekte schon lange Eingang und Akzeptanz in unserer Alltagswirklichkeit gefunden haben.

Zwischen Realität und phänomenalen Wirklichkeiten liegt also eine epistemisch-ontologische Kluft – *Wirklichkeit* ≠ *Realität*. Wilhelm Dilthey bringt eine solche Auffassung zusammen mit der Betonung der Autonomie der Wirklichkeit wie folgt zum Ausdruck: »Für diese Bühne des Lebens ist die Rückwand der Kulissen einerlei« (zitiert nach Misch 1990, LVIII), wobei die Bühne des Lebens hier als *Wirklichkeit*, die Rückwand der Kulissen als *Realität* bezeichnet wird.²⁰ Die Welt unseres Alltags und die Welt, in der wir uns als mit anderen gemeinsam lebend verorten, ist die phänomenale, die manifeste Welt unseres alltäglichen Handelns und Erlebens, nicht die Realität, wie sie an sich verfasst sein mag. Auf erstere beziehen sich unsere Wahrnehmungen sowie ein Großteil unsere gewöhnlichen, alltagsontologischen Überzeugungen. Die Realität als solche andererseits beschäftigt Menschen für gewöhnlich eher ausnahmsweise oder im Rahmen naturwissenschaftlicher Überlegungen.

Eine zweite, kontraintuitive Konsequenz des vorgeschlagenen Ansatzes liegt in dem Umstand, dass er die Objekte der Wirklichkeit so konzeptualisiert, dass sie nicht aus realen Entitäten *bestehen*, sofern er Realität und Wirklichkeit als disjunkt beschreibt. Eine Tasse als Objekt der Wirklichkeit besteht ihm zufolge also nicht aus einem Konglomerat irgendwelcher Elementarteilchen, eine Wasserpflanze nicht aus H₂O Molekülen. Vielmehr wird stattdessen die Redeweise vorgeschlagen, dass die Existenz einer entsprechenden Menge von Elementarteilchen oder H₂O Molekülen in der perceptiven Umgebung eines entsprechenden Organismus zur Gegebenheit einer Tasse oder einer Wasserpflanze für ein Subjekt führt. Dies mag zunächst wie ein unschönes Artefakt der Theorie anmuten, scheint mir jedoch durch die größere Tiefenschärfe möglicher Beschreibungen der Diversität menschlicher Wirklichkeiten aufgewogen. Zudem gilt es im Blick zu behalten, dass die Gegebenheit bestimmter Objekte für ein Subjekt dieses unter entsprechenden Bedingungen in der falliblen Annahme rechtfertigt, dass in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung entsprechende reale Entitäten existieren. Insofern bleibt

20 Misch scheint Dilthey hier in prägnanter Verkürzung wiederzugeben und sich dabei auf folgende Stelle zu beziehen: »Die Bedeutung des Lebens liegt eben in dem Zusammenhang, der in die innere Wahrnehmung fällt. Dies ist die Bühne, und hier sind Ort, Umgebung und Personen, unter welchen das Drama des Lebens sich abspielt. Unser Interesse ist verhältnismäßig gering, Holz und Leinwand und Lampen zu sehen, welche die Rückwand der Kulissen bilden« (Dilthey 2005, 102).

die Möglichkeit eines epistemischen Übergangs von wirklichen Gegebenheiten zur Annahme real existierende Entitäten in der wahrnehmungsunabhängigen Umgebung durchaus erhalten. Auf den sich in diesem Zusammenhang nahelegenden Einwand, dass hierbei eine unnötige Vervielfältigung der Objekte stattfindet, wird in Kapitel 1.13 zurückzukommen sein.

Kapitelübersicht

Im ersten Kapitel wird zunächst die Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit entwickelt, wie sie den dann folgenden Überlegungen zugrunde liegt. Motiviert wird sie im Ausgang von Sellars' Gegenüberstellung von ›manifestem‹ und ›wissenschaftlichem Bild‹ der Welt und Husserls Unterscheidung von ›Lebenswelt‹ und dem ihm zufolge der Lebenswelt durch die Naturwissenschaften ›substruierten‹ Bild der Realität. Von Husserls und Sellars' Konzeption einer solchen Gegenüberstellung hebt sich die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität vor allem dadurch ab, dass in ihr Wirklichkeit nicht die von den Subjekten alltagsontologisch als intersubjektiv-verbindlich angesetzte Alltagswirklichkeit bezeichnet, sondern individuell (d.i. von Subjekt zu Subjekt) divergierende Wirklichkeiten zulässt. Um zugleich dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Subjekte in ihrem Alltag durchaus von der Vorstellung ausgehen, dass es eine intersubjektiv verbindliche (und in diesem Sinne: objektive) Alltagswirklichkeit gibt, in der sie sich *gemeinsam* mit anderen bewegen, muss zwischen der Art und Weise, wie Menschen ihre Wirklichkeit unmittelbar in ihrer Wahrnehmung *gegeben* ist, und den *alltagsontologischen Überzeugungen*, die sie bezüglich einer auch intersubjektiv verbindlichen Alltagswirklichkeit implizit und explizit besitzen und in Anspruch nehmen (d.i. ihren individuellen *Alltagsontologien*), noch einmal unterschieden werden. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage diskutiert, wie Menschen von ihrer jeweiligen Wahrnehmung zu alltagsontologischen Überzeugungen übergehen. Dabei wird einerseits betont, dass Menschen die nichtselbstverschuldete Neigung besitzen, die Wirklichkeit, wie sie sich ihnen in ihrer Wahrnehmung zuverlässig präsentiert, zu etwas zu *vergegenständlichen*, von dessen subjektunabhängigem Bestehen sie ausgehen. Sie gehen also – einfach gesagt – davon aus, dass die Welt an sich so *ist*, wie sie ihnen in ihrer Wahrnehmung zuverlässig *erscheint*. Diese Tendenz wird in Anknüpfung an entsprechend etablierte Begriffsverwendungen auch als *Verdinglichung* bezeichnet. Der Verdinglichung entgegen steht die *Versachlichung* als eine epistemische Korrekturbemühung alltagsontologischer Überzeugun-

gen, die Menschen im Laufe ihrer Ontogenese verschieden stark auszuprägen vermögen. Versächlichen Subjekte ihre alltagsontologischen Überzeugungen, so sind sie darum bemüht, Bedingungen, welche die Reichweite der Geltung dieser Überzeugungen spezifisch einschränken, mit in die Formulierung der Überzeugung zu integrieren. Sie lernen also etwa – Kants Beispiel – statt zu sagen »Der Kanariensekt schmeckt angenehm« sachlicher zu formulieren »Der Kanariensekt schmeckt *mir* angenehm«.

Im Ausgang von diesen Überlegungen widmen sich die nächsten drei Kapitel dann der *Bedeutsamkeit* als konstitutivem Merkmal menschlicher Wirklichkeiten. Die Bedeutsamkeit der Objekte menschlicher Wirklichkeiten bezeichnet dabei den Umstand, dass es für menschliche Subjekte mit diesen Objekten, so, wie sie in der gewöhnlichen Wahrnehmung gegeben sind, jeweils Spezifisches *auf sich hat*. Subjekte können mit den Objekten, die sie unmittelbar wahrnehmen, jeweils *etwas anfangen*, wobei sich das, was es mit den jeweiligen Objekten auf sich hat, in ihrer jeweiligen *Gegebenheitsweise* manifestiert. Ein Objekt als unbelebten materiellen Gegenstand wahrzunehmen heißt dann etwa, unmittelbar zu antizipieren, dass es sich nicht ohne Fremdeinwirkung von der Stelle bewegt, dass es in bestimmter Weise mit anderen materiellen Objekten interagieren würde usw. Solche Antizipationen naheliegender Möglichkeiten gehören, wie zu zeigen ist, konstitutiv zu den Objekten als Objekten der menschlichen Wirklichkeit. Um diese These zu begründen, wird im zweiten Kapitel aus wahrnehmungstheoretischer sowie phänomenologischer Perspektive erläutert, inwiefern Bedeutsamkeitserleben in einem genauer zu bestimmenden Sinn konstitutiv zur gewöhnlichen Wahrnehmung gehört und keinen nachträglichen, interpretatorischen Zusatz zu einer basalen Schicht bloßer sinnlicher Wahrnehmung darstellt. Hierbei wird insbesondere die These eine Rolle spielen, dass die menschliche Wahrnehmung nicht primär auf die *Repräsentation von Vorliegendem*, sondern auf die *Vorwegnahme naheliegender Möglichkeiten* abzielt, wobei Horizonte solcher unwillkürlich vorgezeichneten oder vorweggenommenen Möglichkeiten konstitutiv zu den phänomenalen Objekten der Wahrnehmung gehören. Das dritte Kapitel entfaltet dann den für den hier entwickelten Ansatz zentralen Begriff der *Begriffe-von*. Begriffe-von liegen der menschlichen Wahrnehmung konstitutiv zugrunde, sind jedoch nicht mit Begriffen im sprachlichen Sinn zu identifizieren, welche kontrastiv auch als *Begriffe-für* bezeichnet werden. In Kürze: Wer einen Begriff-von von einer bestimmten Sache besitzt, weiß mit ihr im Handeln und Wahrnehmen *etwas anzufangen* und mit ihr zurechtzukommen, es hat mit ihr für ihn *etwas auf sich*. Wer einen Begriff-für einer Sache besitzt, vermag sie zu bezeich-

nen und in systematischer und produktiver Weise Überzeugungen über sie zu bilden. Funktional sind Begriffe-von dadurch definiert, dass ein Subjekt, welches über einen bestimmten Begriff-von einer bestimmten Objektklasse oder eines bestimmten Individuums verfügt, dazu disponiert ist, ein wahrgenommenes Objekt unter entsprechenden Bedingungen 1) phänomenal *als Objekt dieser Art* (z.B. *als etwas Lebendiges*) wahrzunehmen, wobei es dieses 2) unmittelbar in dessen spezifischer Bedeutsamkeit erlebt, welche sich phänomenologisch als *apperzeptionsvermittelte Appräsentation von Erwartungs- und Assoziationshorizonten* erklären lässt. Im Unterkapitel 3.6 wird dann die diachrone Entfaltungsstruktur der Objekte der Wahrnehmung (bzw. Wirklichkeit) expliziert, die im Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen auch als *gegebenheitsontologische Objekte* (GOOs) bezeichnet und von *existenzontologischen Objekten* (BOOs) als Objekten, die der Realität zugerechnet werden, unterschieden werden. Im vierten Kapitel werden kursorisch einige prominente und aus unterschiedlichen Theorietraditionen stammende Konzeptualisierungen dessen, was hier unter Bedeutsamkeit verstanden werden soll, in einem Überblick dargestellt und mit der entwickelten Position kontrastiert. Hierdurch soll einerseits die theoretische Anschlussfähigkeit des Ansatzes aufgewiesen werden und dieser andererseits kontrastiv konkretisiert werden.

Das fünfte und letzte Kapitel der Arbeit besteht dann in einer Anwendung der bis dahin entwickelten Überlegungen auf die Frage, ob und inwiefern Menschen miteinander in gemeinsamen oder voneinander divergierenden Welten oder Wirklichkeiten leben. Begründet wird hier die These, dass Menschen dann und insofern in gemeinsamen Welten leben, als ihre jeweiligen Begriffe-von dafür sorgen, dass ihre jeweiligen Wahrnehmungen situativ *hinreichend kongruent* sind. Das individuelle Ensemble von Begriffen-von eines Subjekts wird dabei in Anlehnung an Searles Rede vom ›Background‹ auch als der individuelle *Hintergrund* eines Subjekts bezeichnet. Dieses letzte Kapitel entwickelt dann Argumente einerseits für die These, dass es einen *von allen Menschen geteilten Kern von Wirklichkeit* gibt, der sie pragmatisch zu der alltagsontologischen Annahme berechtigt, dass sie in Bezug auf diesen Kern in ihrer Wahrnehmung direkt mit einer *intersubjektiv-verbindlichen Wirklichkeit* zu tun haben. Neben diesem von allen Menschen geteilten Kern der Welt gibt es dann noch variable Aspekte menschlicher Wirklichkeiten, die hier auch als *lokale Wirklichkeitshüllen* bezeichnet werden. Diese Wirklichkeitshüllen besitzen unterschiedliche Grade an *gemeinschaftlicher Geltung* und erweisen sich dabei sowohl als *synchron divers* als auch als *diachron variabel*. In diesem Zusammenhang wird die These verteidigt, dass wir uns die soziale Wirklichkeit bezüg-

lich lokaler Wirklichkeitshüllen nicht (strukturalistisch) so vorstellen sollten, als wären diese durch konstitutive Regeln und Normen strukturiert, die je für (Praxis- oder Kultur-)Gemeinschaften im Ganzen gelten. Die Intuition, dass solche konstitutiven Regeln existieren und etwa als intersubjektiv-verbindliche Maßstäbe der Angemessenheit von Handlungen veranschlagt werden können, erweist sich sowohl im Alltag als auch in der Sozialphilosophie als besonders hartnäckig. Diese Hartnäckigkeit ist nicht zuletzt der menschlichen Neigung geschuldet, die für lokale Wirklichkeitshüllen konstitutiven Vorwagnahmen und Erwartungen – die im Folgenden auch als *Man-Erwartungen* bezeichnet werden – normativ zu verdinglichen, also vorauszusetzen, dass es intersubjektiv-verbindliche Weisen gibt, wie *man* beispielsweise eine bestimmte Praxis in einer bestimmten Gemeinschaft zu realisieren oder als was *man* ein bestimmtes Objekt in einem bestimmten Kontext aufzufassen habe. Gegen eine solche, häufig am Paradigma explizit kodifizierter Spiele orientierte Theorie der sozialen Wirklichkeit – wie sie exemplarisch etwa Searle vorschlägt – wird anhand varietätenlinguistischer Überlegungen dafür argumentiert, dass lokale Wirklichkeiten als intern divers und dynamisch konzipiert werden müssen. Heideggerianisch: Das ›Man‹, das vermeintlich vorgibt, wie man sich in welchen sozialen Situationen zu verhalten habe, spricht keine einheitliche Sprache, auch wenn Subjekte sich häufig mit recht konkreten und eindeutigen Man-Erwartungen konfrontiert fühlen. Besitzt nun eine bestimmte Wirklichkeitshülle hinreichende *gemeinschaftliche Geltung* – findet also eine bestimmte Man-Erwartung in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext hinreichende intersubjektive Verbreitung –, so sind Subjekte zwar pragmatisch in der vorläufigen oder tentativen alltagsontologischen Annahme gerechtfertigt, dass sie es in Bezug auf diese Hülle in ihrer direkten Wahrnehmung mit einem intersubjektiv-verbindlichen Aspekt einer mit anderen geteilten Wirklichkeit zu tun haben. Sie müssen aber zugleich stets damit rechnen, dass diese Voraussetzung im Einzelfall durch den Umstand durchkreuzt wird, dass konkrete Andere in einer anderen lokalen Wirklichkeit unterwegs sind, als sie es in vorgreifender Vorwagnahme von ihnen erwartet hatten. Mit der Diversität menschlicher Wirklichkeiten ist – im Hinblick auf lokale Wirklichkeitshüllen – stets zu rechnen.

Dies in groben Zügen der Gedankengang der Überlegungen.

Dem Anspruch nach sind es dabei zwei systematische Hinsichten, in denen die vorliegende Arbeit Beiträge zur gegenwärtigen theoretischen Diskussion zu leisten verspricht: Einerseits dadurch, zumindest in groben Zügen eine

Theorie der menschlichen Wirklichkeit vorzulegen, die – anders als viele andere, zeitgenössischen Positionen, wie sie sich etwa in der Sozialontologie Sellars, in einer bestimmten Lesart von Husserls Lebensweltkonzeption sowie in Sellars' Konzeption des manifesten Bildes der Welt exemplarisch repräsentiert finden – nicht von der *Homogenität der Alltagswirklichkeit* menschlicher Gemeinschaften ausgehen muss. Stattdessen vermag der entwickelte Ansatz der Diversität menschlicher Wirklichkeiten in einer Weise Rechnung zu tragen, die gleichwohl keinen Relativismus oder Solipsismus der vielen Welten zur Folge hat. Andererseits bietet die vorgeschlagene Differenzierung von *Realität*, *Wirklichkeit* und von den einzelnen Subjekten explizit und/oder performativ als intersubjektiv-verbindlich in Anspruch genommenen *Alltagsontologien* Ansätze für eine – meines Erachtens – tiefschärfere Ontologie menschlicher Wirklichkeiten, als sie heute etwa in der Sozialontologie häufig angesetzt wird. Eine solche ist beispielsweise dazu in der Lage, absehbare technologische Transformationen, wie sie sich etwa mit *Augmented* und *Virtual Reality*-Anwendungen bereits abzeichnen, überhaupt plausibel theoretisch handhabbar zu machen. Dies gelingt ihr vor allem auch deshalb, weil sie nicht immer mit einem Auge auf die ›realen‹ Referenten der in menschlichen Wirklichkeiten firmierenden Entitäten schielen muss, ohne dabei der Angst Vorschub zu leisten, wir verlören im digitalen Zeitalter zunehmend den Kontakt zu dem, was hier *Wirklichkeit* heißt.

Aus einer noch etwas allgemeineren Perspektive stellt das Folgende dann den Versuch dar, zwischen zwei gegenläufigen philosophischen Grundintuitionen zu vermitteln, deren Weiterwirken meines Eindrucks nach bis heute den grundsätzlichen Bruch zwischen verschiedenen zeitgenössischen Theorieströmungen zumindest teilweise zu erklären vermag. Auf der einen Seite die durch Inanspruchnahme eines Primats der *erkenntnis-* und *geltungstheoretischen* Perspektive motivierte Intuition, dass philosophische Reflexion in relativer Autonomie gegenüber naturwissenschaftlichen Konzeptualisierungen der Realität erfolgen kann und muss, sofern sie auch die Bedingungen der Möglichkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse noch geltungstheoretisch zu reflektieren vermag. Exemplarisch wird diese Intuition heute durch die Phänomenologie vertreten, die durch das, was Husserl ›Epoché‹ nennt – die methodische Einklammerung (der Frage nach) der Realität, wie sie als solche beschaffen sein mag – die gewöhnliche Erfahrung der ›Lebenswelt‹ als intersubjektiv-verbindliches Fundament und Boden philosophischer Reflexion in Anspruch nimmt. Dieser Intuition gegenüber findet sich auf der anderen Seite die mitunter aus dem Erfolg der empirischen Naturwissenschaften ab-

geleitete, naturalistische Intuition, dass auch philosophische Reflexion ihren Ausgang von einem naturwissenschaftlichen Bild der Realität nehmen muss (oder zumindest nicht in Unabhängigkeit von einem solchen erfolgen kann), wie es sich – aufgrund des bisherigen Mangels einer allumfassenden naturwissenschaftlichen Theorie der Realität – in idealisierender Weise aus dem gegenwärtigen Stand der naturwissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen ableiten lasse. Um auch hier eine exemplarische Vertreter:in zu nennen – und weil sich diese Intuition selten in so expliziter Weise formuliert findet – sei hierzu eine Passage aus Ruth Millikans *Beyond Concepts* zitiert:

The assumption is that we, along with the other animals, are evolved creatures that use cognition as a guide in dealing with the natural world, and that the natural world is, roughly, as natural science has tried to describe it. Very unlike Kant, then, we must begin with a rough understanding of what the world is like *prior* to cognition, only later developing theories about the nature of cognition within that world and how it manages to reflect the rest of nature. Natural ontology comes first, then cognition. (2017, 3)

Statt sich in Bezug auf diese gegenläufigen Grundintuitionen – Primat der Erkenntnistheorie *versus* Primat eines naturwissenschaftlichen Bildes der Realität – nun einer der beiden Seiten zu verschreiben, wollen die folgenden Überlegungen gerade zeigen, dass beide Perspektiven ihr jeweiliges Eigenrecht besitzen und zugleich in einer Weise miteinander verbunden werden können, in der sie einander produktiv ergänzen. Dies gelingt durch die skizzierte Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität, sofern diese es erlaubt, beiden Erkenntnisprojekten einen jeweils eigenständigen Explorations- und Geltungsbereich zuzuordnen. Die Begriffe »Realität« und »Wirklichkeit« fungieren hierbei als eine Art ontologisch-erkenntnistheoretische Weiche, die beiden Ansätzen Rechnung tragen soll, indem sie sie klar voneinander unterscheidet. Während *Realität* dasjenige markiert, auf dessen Erkenntnis sich die Naturwissenschaften spezialisieren, umfasst *Wirklichkeit* den Bereich all desjenigen, was Subjekten einer bestimmten Art in ihrer unmittelbaren Wahrnehmung sich bewährend gegeben sein kann, wobei diese beiden Bereiche als disjunkt konzeptualisiert sind. Wir können uns also mit menschlichen Wirklichkeiten beschäftigen, ohne uns um ihr Verhältnis zur Realität zu kümmern. Und wir können uns mit der Realität als solcher beschäftigen, ohne zu viel Rücksicht auf das zu nehmen, was menschliche Wirklichkeiten als solche auszeichnet. Wir sollten jedoch beides nicht vorschnell miteinander vermengen.

Was die Analyse der menschlichen Wirklichkeiten und Gegebenheitstologien angeht, fühlt sich der hier vertretene Ansatz der Phänomenologie als

philosophischer Methode verpflichtet. Die kategoriale Analyse menschlicher Wirklichkeiten aus der Perspektive ihrer Erfahrung selbst ist nach Ansicht des Verfassers ein *Proprium* der Phänomenologie als einer eigenständigen philosophischen Methode, ohne deren mindestens implizite Inanspruchnahme wenig philosophische Reflexion erfolgen kann. Sollte also auch im Folgenden nicht ständig von Phänomenologie die Rede sein und der Gedankengang sich die Freiheit nehmen, Theorievorschläge verschiedener Provenienz ernst zu nehmen, bleibt die Phänomenologie methodisch doch der zentrale Bezugspunkt der Analyse dessen, was im Folgenden *Wirklichkeit* heißt. Diese – nicht die *Realität* als solche – ist zentrales Thema der Überlegungen.

Zur Lektüre: In Hinblick auf die Geteiltheit menschlicher Wirklichkeiten bildet die Konzeptionen der ›Begriffe-von‹ im Verbund mit der Funktion der Apperzeption für die vorprädikative Wahrnehmung das theoretische Kernstück der Arbeit. Begriffe-von erfüllen eine wahrnehmungs- und somit wirklichkeitskonstitutive Funktion und sind zugleich von expliziten Begriffen(-für) unterschieden. Dieser Aspekt des Ansatzes kann auch unabhängig von der Frage nach der Plausibilität der Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit produktiv rezipiert werden. Wer sich also nur für die menschliche Wirklichkeit und die Frage nach ihrer möglichen intersubjektiven Geteiltheit interessiert, kann die Lektüre auch bei Kapitel 2 beginnen. Allerdings entsteht ein weniger stereoskopisches Bild des *Menschen in der Welt*, wenn man die Eigenständigkeit der Dimension der Realität außer Acht lässt.

Zur Textentstehung: Dem Buch liegt meine im Januar 2019 bei Catrin Misselhorn (damals Uni Stuttgart) und Barry Smith (Buffalo) verteidigte Dissertationsschrift zugrunde, die ich in einigen Teilen überarbeitet habe. Dennoch kann der Text in Struktur und Duktus vielerorts nicht verbergen, dass es sich um eine akademische Qualifikationsschrift handelt. Wäre der akademische Betrieb anders strukturiert, hätte ich mir mit der Überarbeitung wohl noch sehr viel mehr Zeit gelassen. So blieb nichts übrig, als den Mangel an Muße durch die arbiträre Entscheidung zu verschleiern, dass das Buch in seiner vorliegenden Form fertig ist.

Tübingen im Juli 2022,
Tom Poljanšek